

Vorarbeiten und Beiträge zu einer kritischen  
Ausgabe Hölderlins

von

Dr. Robert Wirth,  
Gymnasialoberlehrer.

Wissenschaftliche Beilage zu dem Programme des Gymnasiums und  
Realgymnasiums zu Plauen i. V.

Ostern 1885.



Plauen i. V., 1885.  
Druck von F. E. Neupert.

1885. Progr.-Nr. 495.

ape  
1 (1885)

972.10<sup>6</sup>



Dem Schöpfer des Hölderlin-Denkmal's in Tübingen,

**Herrn Emmerich Andresen**

Ritter &c.

in

**Dresden.**



Die Geschichte der Rheinischen Provinz in Preussen

von Hermann Hübner

1848

Düsseldorf

Ob die Bedeutung Hölderlins die bei ihm allerdings ungewöhnlich große Mühe einer kritischen Ausgabe seiner Dichtungen rechtfertigt, braucht heute nicht mehr erörtert zu werden. Während man von jeher selbst für den unbedeutendsten Buchschreiber der Griechen und Römer eine kritische Ausgabe als nächste Forderung der klassischen Altertumswissenschaft anerkannte, hat man erst in neuerer Zeit wenigstens für die ersten unserer vaterländischen Klassiker kritische Ausgaben zu schaffen begonnen. Aber das Bedürfnis solcher Ausgaben ist auch bei uns wenn auch aus weniger Gründen für jeden Klassiker vorhanden. Bei Hölderlin nun bestehen die besonderen Schwierigkeiten einer kritischen Ausgabe darin, daß nicht wenige seiner lyrischen Dichtungen und der Empedokles<sup>1)</sup> aus nachgelassenen Konzepten gedruckt werden mußten, die sehr schwer lesbar und voll von Varianten sind. Im Empedokles besonders lesen wir infolge dessen heute noch Stellen, die sogar eines genügenden Sinnes entbehren und mit Unrecht auf Rechnung des sich angeblich damals schon nahenden Irrsinns des Dichters gesetzt werden. Demnach müssen die Manuskripte des Dichters, die in der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart aufbewahrt werden, nachdem sie zum größten Teile zuletzt von Chr. Schwab für die Gesamtausgabe (1846) mit hingebendem Fleiße gelesen wurden, endlich zum Zwecke der sehr benötigten Revision des Textes und nachdem die genannte Ausgabe vergriffen ist, von neuem gelesen werden. Hoffen wir, daß der bekannte Litterarhistoriker, Herr Bibliothekar Prof. Dr. Herm. Fischer in Stuttgart, der eine kritische Ausgabe Hölderlins zu besorgen beabsichtigt, recht bald ausreichende Mühe zu diesem schönen Werke finde!

In neuerer Zeit haben auf die Bedeutung Hölderlins, der bekanntlich auch als philosophierender Freund Hegels auf dessen Richtung „bedeutungsvoll einwirkte“<sup>2)</sup>, im besonderen hingewiesen K. Rosenkranz, J. Scherr, der den Dichter unter seine „Dichterkönige“ und neben Shelley stellt<sup>3)</sup>, J. Volkelt, K. Köstlin u. a. In der That gehören seine Oden aus guter Zeit, die freilich nicht einmal ein volles Jahrzehnt umfaßt, und zum Teil seine elegischen Gedichte, ebenso der Hyperion der Weltliteratur an. Während er in seinen gereimten philosoph. Dichtungen als jugendlicher Nachahmer Schillers dem Fluche des Epigonentums nicht entgeht, erhebt er sich in den Oden nach Inhalt und Form nicht nur über sein nächstes Vorbild Klopstock, sondern auch über alle späteren deutschen Oden-dichter. Lange freilich verblieb auch er in der „Vereinsamung des Genies“, auch die „Plateniden“ haben ihn ganz übersehen: ihnen gab die an sich fremdartige poetische Form der jogen. Ode Anlaß zu undeutscher Formverfälschung nach quantifizierendem Prinzip, während doch Hölderlin lange vorher auch bezüglich der Form gezeigt hatte, wie die üblichsten antiken Odenformen im Deutschen zu gefälligem Leben erweckt werden können. Dabei empfand Hölderlin zum Glück kein Verlangen, neue Formen auf diesem Gebiete zu „erfinden“. Doch — lassen wir die Urteile über den Dichter: dichterische Beurteilung kann sich nur ergeben aus eigener dichterischer Beanlagung, letztere aber ist ein *χαρίσμα θεῶν*.

Die Litteratur über Hölderlin — abgesehen von den Bemerkungen über den Dichter in unseren Litteraturgeschichten — findet sich verzeichnet bei Köstlin in dessen Ausgabe<sup>4)</sup>, Einleitung S. XXXI, in den Namen: G. Schwab, W. Waiblinger, Bettina, Rosenkranz, Teuffel, Jung, Dav. Müller, P. Challemel-Lacour, Haym, Wilbrandt, Kläiber, Kelchner,

<sup>1)</sup> Mit Ausnahme nur der Scenen zwischen Metades und Hermokrates und Empedokles und Pausanias, die in der ältesten Ausgabe der Gedichte von 1826 S. 198—206 zuerst mitgeteilt wurden. <sup>2)</sup> Bindelband, Gesch. d. neueren Phil. II, S. 270. <sup>3)</sup> Dichterkönige II<sup>2</sup>, S. 267. <sup>4)</sup> siehe unten.

Windelband<sup>1)</sup>. Hinzuzufügen ist: Hallensleben, Beiträge zur Charakteristik Hölderlins, Progr. des Gynn. zu Arnstadt 1849<sup>2)</sup>; Theod. Opitz, Zur Kunst. Friedr. Hölderlin — in Wigands Vierteljahrschrift II, S. 303; J. Volkelt, Friedr. Hölderlin — in: Im neuen Reich 1880, Nr. 37. Den Pantheismus Hölderlins betont neuerdings Herm. Mensch, Der Pantheism. in der poet. Litteratur der Deutschen im 18. u. 19. Jahrh., Progr. der Realschule Gießen 1883. Die Schrift: Friedr. Hölderlin, Lebensbild und Proben seiner Dichtungen. Cassel, 1852 ist, was das Lebensbild betrifft, ein Abdruck der Biographie von Schwab. Ein Opfer des leichteren Roman-schriftstellers H. Rau wurde der Dichter in: Hölderlin. Culturhistorisch-biographischer Roman, 2 Bde., Leipz. '62. „Besungen“ wurde Hölderlin, gelegentliche Festdichtungen ungerechnet, von Herm. Büttmann, Georg Herwegh, Theod. Opitz<sup>3)</sup>, Joh. Minckwitz<sup>4)</sup>, Georg Jäger<sup>5)</sup>, Friedr. Notter<sup>6)</sup>. Die zur Einweihungsfeier des Hölderlin-Denkmal in Tübingen, des Genius des Ruhmes von Emmerich Andresen, am 30. Juni '81 auf den Dichter gehaltenen Reden wurden veröffentlicht in der Schwäb. Kronik Nr. 154—156 vom 2.—5. Juli des genannten Jahres, in der Tübinger Chronik Nr. 151 u. 152 vom 2. u. 3. Juli und der Beilage des Staatsanzeigers von Württemberg Nr. 13 vom 5. Aug. desj. Jahres. Die Reden zur Enthüllungsfeier des Hölderlin-Denkmal bei Homburg vor der Höhe — entworfen von Louis Jacobi, ausgeführt von Jakob May — den 24. Juli 1883 finden sich bei Kelchner, Friedr. Hölderlin in seinen Beziehungen zu Homburg vor der Höhe. Homb. v. d. Höhe, '83. Komponiert wurden das Schicksalslied von Joh. Brahms für Chor und Orchester, op. 54, und An eine Rose und Sonnenuntergang vom Universitäts-Musikdirektor Rauffmann in Tübingen. Die erstgenannte Komposition des größten unter den jetzt lebenden Tonmeistern hat viel dazu beigetragen, das Andenken an den Dichter in weiteren Kreisen lebendig zu machen. Illustriert endlich durch A. Fitger wurde von Hölderlin das Gedicht Achill in dem auch eine biographische Charakteristik des Dichters enthaltenden Prachtwerke: Herm. Fischer, Sieben Schwaben. München, Bruckmann, '79.

Bemerkung  
Abb. 6  
Empedokles.

Ich muß mich im folgenden auf die Behandlung einiger lyrischer Gedichte beschränken. Doch möchte ich zuvor bezüglich des Empedokles wenigstens eine Bemerkung nicht unterdrücken. In der Scene „Auf dem Aetna“ spricht Empedokles<sup>7)</sup> von seinem „königlichen Bruder“. Aus dem Zusammenhange geht nun zwar hervor, daß damit der in früheren Scenen auftretende Archon Kritias gemeint sei, da aber an keiner einzigen Stelle sonst ein Verhältnis der Bruderschaft mit Empedokles auch nur angedeutet wird, so bleibt die Bezeichnung an der genannten Stelle dunkel; höchstens könnte sie als Ironisierung aufgefaßt werden. Aufklärung erhalten wir aus den Manuskripten. Unter diesen befindet sich nämlich ein starkes Foliobuch, welches lyrische Gedichte und zwar zum größten Teile in Konzepten enthält. Daneben findet sich in demselben auch vom Empedokles<sup>8)</sup> die in Rede stehende Scene<sup>9)</sup> und darauf folgend ein Personenverzeichnis<sup>10)</sup>, dem auf dem nächsten Blatte des Foliobuchs auch ein Scenarium<sup>11)</sup> vom 2. Akte ab folgt. Das Personenverzeichnis aber ist folgendes: Empedokles. Pausanias, sein Freund. Manes, ein Aegypter. Strato, Herr von Agrigent, Bruder des Empedokles. Panthea, seine Schwester. Gefolge. Chor der Agrigentiner. Die Scene „Auf dem Aetna“ ist sonach geschrieben in der Zeit, da Hölderlin das eben angeführte Personenverzeichnis festhalten wollte; die übrigen Scenen dagegen, nachdem er für den „Bruder“ Strato den Kritias und Panthea als dessen Tochter angelegt hatte. Auf die Idee, die Panthea — die übrigens in dem Konzepte zur ersten Scene des Dramas<sup>12)</sup> als Rheia zu lesen ist — als Tochter des Tyrannen von Agrigent zu fassen, kam offenbar der Dichter später: diese Idee bezeichnet, da sie innigere Verwickelungen herbeizuführen geeignet ist, einen Fortschritt in der Oekonomie des Dramas. Daß Hölderlin die

<sup>1)</sup> Nicht in dessen genannter Gesch. der Philos., sondern in den Präludien. <sup>2)</sup> angez. in den Jahrbüchern für Philos. u. Päd., Leipzig, Teubner, Bd. 56, S. 312. <sup>3)</sup> diese Gedichte sind mitgeteilt in dem erwähnten Aufsatz von Opitz. <sup>4)</sup> auf Hölderlins Tod — Gedichte, Leipzig, '54, S. 330. <sup>5)</sup> vor: Gedichte v. Hölderlin, Leipzig, Reclam, v. J. <sup>6)</sup> Gott und Seele von Friedr. Notter, herausgeg. von Carl Beck, Berl. u. Stuttgart, '85, S. 444. <sup>7)</sup> I, 198, Z. 7 v. u. — ich zitiere, wie hier, immer nach der Gesamtausgabe, wenn keine nähere Bezeichnung beigelegt ist. <sup>8)</sup> der sonst in eigenen Konzepten von 92 Quartblättern, wovon 84 beschrieben, vorhanden ist. <sup>9)</sup> I, 198—213. <sup>10)</sup> II, 300, wo über die Vorarbeiten zu Empedokles gehandelt wird, nicht angeführt. <sup>11)</sup> II, 302 angeführt. <sup>12)</sup> I, 124.

Scene auf dem Aetna, die sich auch sonst durch ihren ruhigeren Ton namentlich in der Sprache des Pausanias von den übrigen Scenen unterscheidet, wohl zuerst dichtete, liegt in ihrer Bedeutung, da sie die eigentliche Thatsache, nämlich den Sprung in den Aetna, enthält, die den Dichter, der als Pantheist für die endliche Vereinigung mit dem allgemeinen Urgrunde des Lebens schwärmte, überhaupt erst auf die Idee des Dramas führte. Hat doch Hölderlin dieses Thema lyrisch besonders behandelt in der chronologisch leider nicht zu bestimmenden Ode Empedokles<sup>1)</sup> und findet sich doch auch in dem genannten Foliobuche als besonderes Thema: „Empedokles auf dem Aetna“ wörtlich angeführt nach den anderen Themen: „Menons Klagen (pl. !) um Diotima“ und „Der blinde Sänger“. In der Vorrede zur Gesamtausgabe<sup>2)</sup> macht Chr. Schwab die Bemerkung, daß die Scene I, 188—191 (aus dem Stück „Gegend am Aetna“) und unsere Scene verwandte Gedanken enthielten. Das erklärt sich aus der zeitlich gesonderten Abfassung der nach meiner Meinung älteren und mehr für sich bestehenden Scene Auf dem Aetna, von der hier die Rede war. Beide Scenen hätten natürlich bei der Schlußredaktion des Dramas einander ohne Wiederholungen angepaßt werden müssen.

Die erste Ausgabe der bis dahin zerstreuten lyrischen Gedichte Hölderlins wurde während seines Aufenthaltes in Hauptwyl, also in der Zeit vom Ausgang des Jahres 1800 bis April 1801, von seinem Freunde Huber in Stuttgart geplant, kam aber nicht zustande<sup>3)</sup>. Erst 1826, nachdem Hölderlin bereits über 20 Jahre dem Irren verfallen, erschienen bei Cotta die Gedichte<sup>4)</sup>. Den ersten Grund zur Sammlung legte nach Chr. Schwab<sup>5)</sup> der preussische Offizier Dieß, ergänzt hätten die Sammlung der Bruder des Dichters<sup>6)</sup> und Justinus Kerner, bis endlich durch Uhland und seinen (Schwab's) Vater (Gustav Schwab) die Herausgabe erfolgt sei. In der 4. Auflage der Gedichte von 1878 heißt es von dem genannten Bruder, daß ihm sowohl die Gedichtsammlung als auch die gesammelten Werke des Dichters ihre Grundlage verdanken<sup>7)</sup>. Angezeigt wurde die erste Ausgabe von G. Schwab selbst in den Blättern für litterar. Unterhaltung 1827 Nr. 26 u. 27<sup>8)</sup>. In dieser Anzeige behauptet Schwab, die „ersten“ von den Gedichten seien von Schiller in den Horen bekannt gemacht worden, andere seien zerstreut in Zeitschriften (die Horen waren ja auch eine Zeitschrift!) und Taschenbüchern erschienen, mehrere seien aus den Papieren des Verfassers, dessen Gemüthszustand es nicht erlaubt habe an der Herausgabe teilzunehmen, von Freunden seiner Poesie ausgesucht worden und erschienen zum ersten Male. Das ist alles, was Schwab über die Geschichte dieser ersten Ausgabe und ihre Quellen bemerkt, und dabei ist noch die Angabe, daß Schiller die zu Anfang in dieser Ausgabe stehenden Gedichte<sup>9)</sup> in den Horen veröffentlicht habe, unrichtig, denn die genannten Gedichte erschienen zuerst in Schillers Neuer Thalia, vierter u. letzter Band, Leipz. 1793, S. 222, 331 u. 334; die Horen beginnen überhaupt erst zwei Jahre später zu erscheinen. Hätte Schwab wenigstens in dieser seiner Anzeige<sup>10)</sup> die benutzten Zeitschriften und Taschenbücher genannt! Allerdings war damals die Zeit der kritischen Ausgaben auch der deutschen Klassiker noch nicht gekommen, und Hölderlin war auch noch kein Klassiker! Die „Projodie und Metrik“ tadelt (!) Schwab in seiner Anzeige und fügt in einer Note unter dem Texte hinzu: Und der Seher hat vollends das seinige dazu beigetragen, an manchen Stellen eine vollkommene Verwirrung (!) anzurichten. Die Ausgabe ist auch durch zahlreiche Druckfehler entstellt: in einem Anhang („Verbesserungen“) werden für 183 Seiten (die folgenden Seiten enthalten also keine Druckfehler) 48 Stellen als der Verbesserung bedürftig angeführt. Die in dieser Ausgabe beliebte Reihenfolge der Gedichte ist in allen späteren Ausgaben beibehalten worden bis auf die Ausgabe Köstlins, der eine chronologische Anordnung derselben versucht. Den Anfang machen das Schicksal, Griechenland u. s. w., Gedichte, „mit denen Hölderlins Eigentümlichkeit anfängt“<sup>11)</sup>. Die Gedichte aus früherer Zeit wurden nicht mit aufgenommen, sie gelten deshalb in der Folge als „Jugendgedichte“, während

Quellen und  
Ausgaben  
der Gedichte.

<sup>1)</sup> I, 44. <sup>2)</sup> I, VI. <sup>3)</sup> II, 307. <sup>4)</sup> 226 S. kl. 8o einschl. der Fragm. des Emped. <sup>5)</sup> II, 317. <sup>6)</sup> gemeint ist sein Stiefbruder Hofdomänenrat v. Gock. <sup>7)</sup> Lebensumstände des Dichters, S. IX, Note. <sup>8)</sup> abgedruckt in: Gustav Schwab, Kleine prof. Schriften. Ausgew. u. herausg. von H. Klippel, Freiburg u. Tüb. '82, S. 121. <sup>9)</sup> Schwab meint das Schicksal, Griechenland und Dem Genius der Kühnheit. <sup>10)</sup> die Ausgabe der Gedichte selbst hat keine einseitigen Bemerkungen. <sup>11)</sup> Gesamtausg., Vorwort S. IX.

mit den genannten die „reife Zeit“ beginnen soll<sup>1)</sup>. Die Herausgeber haben sich offenbar durch Schiller bestimmen lassen, da derselbe die genannten Gedichte als würdig ansah, in seiner *Ithalia* zu stehen; aber weder fängt die Eigentümlichkeit Hölderlins mit ihnen an, noch dürften sie selbst nach dem Urteile Schillers als „reife“ Produkte zu bezeichnen sein. Letzteres erhellt aus einem Briefe Schillers, welcher nach der Aufnahme der genannten Gedichte in die *Ithalia*, nämlich am 24. Novbr. 1796, an Hölderlin geschrieben wurde und folgende Stelle enthält<sup>2)</sup>: „Große Freude machte mirs, wenn ich in dem nächsten Almanach<sup>3)</sup> einige reife und bleibende Früchte Ihres Talentos aufstellen könnte“. Hieraus ist wohl ein Rückschluß erlaubt auf das innerliche Urtheil Schillers über die früheren, auch die in Rede stehenden Gedichte aus der „reifen Zeit“, falls man überhaupt Schiller in der Gattung von Gedichten in seiner eignen Dichtart ein „reines Urtheil“, was er sich selbst bezüglich einiger elegischen Dichtungen Hölderlins in einem Briefe an Goethe vom 27. Juni '97 abspricht, zuzuerkennen geneigt ist. Dazu kommt, daß Schiller das Gedicht *An die Natur*<sup>4)</sup>, welches ebenfalls nach den in der *Ithalia* gedruckten Gedichten ihm geschickt wurde, zurückwies, wie wir aus einem Briefe Hölderlins an Neuffer vom März 1796<sup>5)</sup> wissen, worin Hölderlin meint, Schiller habe daran nicht recht gethan, ein Ausspruch, zu dem der Dichter leicht veranlaßt werden konnte, da Schiller frühere Gedichte derselben Art angenommen hatte.

Von kritischen Besprechungen dieser ersten Ausgabe der Gedichte ist mir nichts bekannt geworden. In der Ausgabe der Gedichte von 1878 wird als die erste Ausgabe kritisierend auf S. XXII der Lebensumstände des Dichters ein Aufsatz von A. v. Arnim berührt, der „in einem unserer ästhetischen Tageblätter“ erschienen sei (warum das Tageblatt nicht nennen?). Ich vermute, daß es der Aufsatz sei, der 1828 im Berliner *Conversationsblatt* unter dem Titel „Ausflüge mit Hölderlin“ von dem genannten Verfasser erschienen ist.

Die zweite Ausgabe (2. Aufl.) der Gedichte erschien 1843. Beigegeben wurde ein *Bildnis des Dichters aus späterer Zeit*<sup>6)</sup> und die „Lebensumstände“<sup>6)</sup>.

Es folgt die Gesamtausgabe der Werke: *Friedr. Hölderlins sämtliche Werke* herausg. von Christoph Theodor Schwab. 2 Bde., Stuttgart u. Tübingen, Cotta, 1846. 1. Bd. in 2 Abteilungen: *Gedichte und Hyperion*, 2. Bd.: *Nachlaß und Biographie*. Diese Ausgabe ist die bedeutendste Leistung, die bisher für Hölderlin zu verzeichnen ist, sie ist es vor allem bezüglich des *Empedokles*, von dem alles gedruckt wurde, was sich in den Manuskripten, die nach dem drei Jahre vorher erfolgten Tode des Dichters hinterblieben, auffinden ließ<sup>7)</sup>. Eine Anzeige dieser Ausgabe (von K. G. Helbig) findet sich in den *Blättern für literar. Unterhaltung* 1847, Nr. 60 u. 61. Ausführungen richten sich gegen den Plan des Ganzen und die Anordnung der Gedichte, wobei jedoch eingehender nur das zeitliche Verhältnis der gereimten *Diotimalieder* zu einander richtig gestellt wird; der größere Teil der Anzeige enthält einen Auszug aus der *Biographie* und eine allgemeine Beurteilung Hölderlins. Auch in dieser Ausgabe ist die Reihenfolge der Gedichte nach der ersten Ausgabe beibehalten worden. Was die Quellen anbetrifft, so gesteht Schwab im Vorwort<sup>8)</sup>, daß es ihm — abgesehen ist dabei von Jugendgedichten und Versuchen aus der Zeit des Irrens, die mehr psychiatrisches Interesse haben — nicht möglich gewesen, alle die *Almanache* aufzubringen, die für die erste Sammlung benützt wurden. Als die ihm bekannten Quellen aber führt er mit den Titeln der in ihnen enthaltenen Gedichte folgende an: Schillers *Ithalia*, 5. u. 6. Heft von 1793<sup>9)</sup>, dessen *Musen-Almanach* von '96, '98, '99, dessen *Horen*, 6. u. 10. Stück von '97, ferner *Taschenbuch der häusl. und gesellsch. Freude* für '97, Neuffers *Taschenbuch für Frauenzimmer* von '99 u. 1800,

<sup>1)</sup> So Köllin S. 54 seiner Ausgabe: „Gedichte aus reifer Zeit.“ <sup>2)</sup> II, 140. <sup>3)</sup> I, 14, wohl aus dem Jahre 1795 — die Abfassungszeit wird in keiner Ausgabe angegeben. <sup>4)</sup> II, 114. <sup>5)</sup> ein Stahlstich, „wo er so dargestellt ist, wie er kurz vor seinem Tode aussah“ — Chr. Schwab in Westermanns Monatsheften vom September 1871. <sup>6)</sup> aus den Mitteilungen seines Bruders und seiner Freunde, unterzeichnet mit G. S. u. Chr. S. — Gustav und Christoph Schwab. <sup>7)</sup> nur eine Scene fehlt noch, die nach der Scene zwischen *Delia* und *Panthea* (I, 129); dieselbe ist im Konzepte überschrieben: *Kritias*, *Archon*, *Hermokrates*, *Priester*; statt dessen läßt Schwab die schon 1826 veröffentlichte in *Reinschrift* vorhandene Scene zwischen *Melades* und *Hermokrates* folgen, die sich jedoch hier nicht einfügt, denn der Vater der *Panthea*, *Kritias*, muß nach den vorhergehenden letzten Worten der beiden Mädchen notwendigerweise auftreten. <sup>8)</sup> S. VII. <sup>9)</sup> erschienen erst '94.

Brittischer Damenkalender u. Taschenbuch für 1800, *Aglaja* (zu Frankfurt erschienen) von 1801, *Vermehrens Musenalmanach* von 1802. Die Zahl der in den genannten Quellen enthaltenen Gedichte beträgt 44. Ferner nennt Schwab ebenda die aus den ihm zur Verfügung gestellten nachgelassenen Manuskripten in seiner Ausgabe zuerst veröffentlichten Gedichte, an Zahl 15 (einschließlich einer sog. Variation und einer Ausführung). Sonach erwähnt Schwab die Quellen — teils erste Drücke, teils Manuskripte — von im ganzen 59 Gedichten, die Zahl sämtlicher Gedichte aber, für die diese Quellen in Betracht kommen sollen, beträgt 84. Im Anschluß hieran möchte ich gleich an dieser Stelle anführen, was mir sonst noch von den Quellen auch der übrigen Gedichte neben der Bemerkung des genannten Vorworts über die Jugendgedichte<sup>1)</sup> bekannt ist. Am 1. Oktober '93 schreibt Schiller an Frau v. Kalb, daß sie im Schwäbischen Musenalmanach von 1793<sup>2)</sup> Proben des poetischen Talents Hölderlins finden werde. In einer Note zu dem Jugendgedichte *Hymnus an die Liebe* erwähnt auch Schwab<sup>3)</sup> den schwäbischen Musenalmanach von 1793 als Quelle dieses Gedichtes, in der Biographie des Dichters von demselben erfahren wir<sup>4)</sup>, daß Stäudlin (ein Freund Hölderlins) diesen Almanach von 1782—1787 herausgegeben und 1792 wieder aufgenommen habe und daß in ihm eine reiche Anzahl Gedichte von Hölderlin enthalten seien, ebenda<sup>5)</sup> wird dieser Almanach Stäudlins *Musenalmanach* genannt mit der Bemerkung, daß in ihm<sup>6)</sup> das auf die Schweizerreise bezügliche Gedicht<sup>7)</sup> enthalten sei. Am 21. März '94 schreibt Hölderlin an seinen Bruder aus Waltershausen<sup>8)</sup>: „Kannst Du die neuesten Stücke aus Schillers *Ihalia* oder *Ewalds Urania* oder auch der schwäbischen *Flora* auffinden, so siehe nach meinem Namen!“ Dieselbe *Urania* erwähnt der Dichter in einem Briefe ohne Datum ebenfalls aus Waltershausen an Neuffer<sup>9)</sup>: „Weißt Du nicht, ob Stäudlin mein Gedicht an die Kühnheit in die *Urania* geschickt hat?“<sup>10)</sup> Aus Frankfurt schreibt der Dichter im Novbr. '96 an seinen Bruder<sup>11)</sup>: „Sei so gut und schicke mir die zwei schwäbischen Almanache (schwäb. Musenalmanach und — oder? schwäb. *Flora*?), worin meine früheren Gedichte gedruckt sind; ich möchte sie gerne durchfeilen und habe kein Manuskript davon.“ Aus Briefen geht ferner hervor, daß er Beziehungen gehabt hat zu einem Reinhardtschen Almanach<sup>12)</sup> und einem Langsichen Almanach<sup>13)</sup>. In dem noch vorhandenen Manuskripte (Reinschrift) der durch Köstlin in seiner Ausgabe zuerst veröffentlichten, auf die Rückkehr aus der Schweiz — Frühling 1801 — gedichteten Elegie „*Heimkunft*“ findet sich die (nicht von der Hand des Dichters selbst herrührende) Bemerkung: In der *Flora* (oben: schwäb. *Flora*), Jahrgang 1802, IV gedruckt. In der Vorrede (F) seiner Ausgabe erwähnt Köstlin ferner, daß in diesem Taschenbuche mehrere wohl von Hölderlin selbst noch herausgegebene Spätdichtungen ständen. Außerdem nennt Schwab in der Biographie<sup>14)</sup> das Taschenbuch der *Liebe und Freundschaft* für 1805<sup>15)</sup>, in welchem Gedichte aus der Zeit des Irrens aufgenommen wurden (!), und<sup>16)</sup> den Musenalmanach (deutlich!) für 1807 und 1808. Verhältnismäßig spät, nämlich 1853, wurde von Ed. Mörike in Schads deutschem Musenalmanach das Gedicht *An eine Braut* veröffentlicht<sup>17)</sup>; 1863 endlich wurden von Chr. Schwab im *Morgenblatt* Nr. 34 und 35 noch einige von Karl Künzel in Heilbronn aufgefundenen Jugendgedichte mitgeteilt<sup>18)</sup>. Mehr ist auch mir von den Quellen der lyrischen Dichtungen Hölderlins nicht bekannt geworden.

Es folgt die im nächsten Jahre (1847) herausgegebene, als 3. Aufl. bezeichnete Miniatur-Ausgabe der Gedichte. Erwähnt sei auch die (ebenfalls durchaus unkritische) Ausgabe in der sog. *Universal-Bibliothek* von Reclam jun. in Leipzig (Nr. 510) v. J., wohl von G. Jäger besorgt, von dem das schon erwähnte einleitende Gedicht mit der Bemerkung: Stuttgart im Dezember 1873 herrührt. 1874 erschienen in den „Cotta'schen Ausgaben“: „Friedr. Hölderlins ausgewählte Werke. Herausgeb. von Christoph Theodor Schwab“. Beigegeben ist die Biographie

<sup>1)</sup> S. IX. <sup>2)</sup> verdruckt bei Kelsner S. 3: 1787. <sup>3)</sup> II, 173. <sup>4)</sup> II, 275. <sup>5)</sup> S. 278. <sup>6)</sup> gemeint ist der Jahrgang '93. <sup>7)</sup> gemeint ist *Canton Schwyz*, II, 214. <sup>8)</sup> II, 10. <sup>9)</sup> II, 99. <sup>10)</sup> dies war wohl nicht der Fall, denn das Gedicht erschien, wie erwähnt, in der *Ihalia*. <sup>11)</sup> II, 37. <sup>12)</sup> Brief an Neuffer vom 10. Oktober '94 (II, 103). <sup>13)</sup> Brief an denselben vom 10. Juli '97 (II, 129). <sup>14)</sup> II, 313. <sup>15)</sup> erschienen zuerst in Bremen, von 1804 ab bei Wilmans in Frankfurt a. M. <sup>16)</sup> S. 315. <sup>17)</sup> Westerm. Monatshefte Septbr. '71, S. 662; Ausgabe von Köstlin, S. 101. <sup>18)</sup> ebenda S. 651.

aus der Gesamtausgabe. Man sollte es kaum für möglich halten, daß, wie es hier geschehen ist, unter „ausgewählte“ Werke „Gedichte“ aus der Zeit des Irrsinns aufgenommen wurden und — was noch unpassender — daß diese Gedichte vor die anderen Dichtungen gestellt wurden, so daß mit ihnen der Anfang der „Auswahl“ gemacht wird. Aus Neugierde liest allerdings jeder die Gedichte eines Irrsinnigen vor anderen Gedichten — sollte damit das Interesse für die Gedichte aus der gesunden Zeit geweckt werden? — 1878 erschienen die Gedichte in 4. Aufl., offenbar eine revidierte Ausgabe. Die beigegebene Biographie ist die der Ausgaben von 1843 und '47. Diese Ausgabe bezeichnet einen Fortschritt, sie giebt richtigere Interpunktionen<sup>1)</sup> und gute Lesarten. Köstlin hat diese Ausgabe nicht nach Verdienst beachtet.

Ich komme endlich auf die schon mehrfach genannte neueste Ausgabe: Dichtungen von Friedr. Hölderlin. Mit biographischer Einleitung herausg. von K. Köstlin, o. Professor der Ästhetik in Tübingen. Mit 2 Abbildungen. Tübingen, Fues 1884. Diese Ausgabe, welche, auf Veranlassung des Tübinger Hölderlinfestes (1881) besorgt, während ich dieses schreibe, (Novbr. '84) noch nicht verschickt wurde, sollte offenbar eine kritische Ausgabe werden und es ist dazu ein Anlauf genommen worden, im wesentlichen jedoch ist sie ein Abdruck der Gesamtausgabe von 1846 geblieben: die Besprechung einzelner Dichtungen wird dies bestätigen. Wertvoll ist die biographische Einleitung und die Übersicht (62 Seiten), bemerkenswert der Versuch, die Dichtungen chronologisch zu ordnen. Am Schlusse seiner Ausgabe giebt Köstlin „Varianten, Conjecturen und Verbesserungen“. In dem Jugendgedichte Männerjubiläum will er im 1. Verse der 5. Strophe auf Seite 12 seiner Ausgabe für „tönet dem Jubel nach“ lesen: tönet den Jubel nach. Da ich die Jugendgedichte Hölderlins im folgenden nicht behandeln werde, so will ich diese Vermutung wenigstens hier erwähnen. Schon 1846 war in der Gesamtausgabe dem als Druckfehler bezeichnet worden. Entscheiden könnte das Manuskript des Gedichts oder es ist wenigstens der erste Druck einzusehen. Obgleich mir weder das Manuskript noch der erste Druck bekannt sind, so vermute ich doch, daß der Dativ nicht zu corrigieren sei. Grund: Es ist offenbar nicht von einem bloßen Wiederhaller die Rede, sondern von einem Erweckter zur Eigenthätigkeit, um hinter dem erweckenden Tone her zu tönen. Ganz so heißt es im blinden Sängler<sup>2)</sup>: „ihm nach (nämlich dem Donnerer) tönt ihr, meiner Seele Saiten“, wo ich in der Reinschrift des Gedichts deutlich i h m gelesen. Hiernach ist auch zu den Worten im Sonnenuntergang<sup>3)</sup>: „Es tönten rings die Wälder und Hügel nach“ im Sinne des Dichters nicht der objektive Accusativ (das Abendlied), sondern vielmehr der Dativ (dem Abendliede oder dem Sonnenjüngling) zu ergänzen. Über die anderen Conjecturen Köstlins werde ich unten sprechen, da sie Gedichte betreffen, die ich kritisch zu behandeln gedenke. Wie schon erwähnt, hat aus dem Manuskripte, einer deutlich geschriebenen Reinschrift, Köstlin das auf der Grenze des bereits dämmernden Irrsinns geschriebene elegische Gedicht Die Heimkunft in seiner Ausgabe zuerst mitgeteilt. Das Gedicht<sup>4)</sup> besteht aus 6 Nummern von je 9 Distichen, eine Zahl, auf die man, nebenher erwähnt, zu achten hat, denn auch die Herbstfeier<sup>5)</sup> hat 6 Nummern, worunter 4 mit ebenfalls je 9 Distichen, das elegische Gedicht aber Menons Klage um Diotima zählt 9 Nummern, worunter 5 mit je 7 Distichen. Im Anschluß hieran sei gleich an dieser Stelle folgendes erwähnt: Ein einziges elegisches Gedicht, ein Cyklus von ebenfalls 9 Nummern von je wiederum 9 Distichen (nur Nr. 7 hat deren 8), ist mit Ausnahme der ersten Nummer, die unter dem Titel Die Nacht<sup>6)</sup> als Fragment bereits 1826 unter den Gedichten veröffentlicht wurde, bis jetzt weder gedruckt noch meines Wissens irgendwo erwähnt worden. Dieser Cyklus ist in Reinschrift vorhanden unter dem Titel: „Brod und Wein. An Heinze“<sup>7)</sup> und zeigt mit Ausnahme der eben genannten ersten Nummer<sup>8)</sup> schon deutlicher die Spuren des Irrsinns. Warum jedoch nicht wenigstens Chr. Schwab diese Elegie vollständig in die Gesamtausgabe aufgenommen hat, ist nicht abzusehen, besonders wenn man bedenkt, daß er Gedichte wie Andenken, Rhein, Patmos<sup>9)</sup> nicht ausgeschlossen hat. Welches Übermaß fast von dichterischer Kühnheit Hölderlin in dieser Periode an den Tag legt, erhellt

<sup>1)</sup> Biographie XXIII. <sup>2)</sup> I, 21. <sup>3)</sup> I, 27. <sup>4)</sup> S. 131. <sup>5)</sup> I, 95. <sup>6)</sup> I, 95. <sup>7)</sup> doch findet sich daneben auch der Titel: „Der Weingott“. <sup>8)</sup> man müßte denn „die Nacht als Fremdlingin unter den Menschen“ am Ende der Nummer beanstanden. <sup>9)</sup> letzteres am Schlusse der Jugendgedichte!

z. B. aus dem Anfange der 4. Nummer, wo er das „felige Griechenland“ das „Haus aller Himmlischen“ nennt und es heißt:

Festlicher Saal! Der Boden ist Meer und Tische die Berge,  
Wahrlich zu einzigem Brauche vor Alters gebaut!

Abgesehen aber davon, daß mir die Gelegenheit nicht schicklich erscheint, fehlt es auch hier an Raum, das Gedicht vollständig zu veröffentlichen: es wird an anderer Stelle geschehen.

Ich gehe zur Behandlung einzelner Dichtungen über; es sollen zunächst einige bekann-  
tere folgen.

An den Aether<sup>1)</sup> wurde zum ersten Male in Schillers Musenalmanach für das Jahr 1798 Der Aether.  
S. 131 gedruckt, wo er sich mit D unterzeichnet findet<sup>2)</sup>. Schiller hatte in dem schon erwähnten  
Brieft vom 24. November 1796 dem Dichter geraten, wo möglich die philosophischen Stoffe als  
die undankbarsten zu fliehen und der Sinnenwelt näher zu bleiben, und es ist wohl kein Zweifel,  
daß unter der Nachwirkung dieses Rates sowohl dieses Gedicht als auch die Eichbäume und der  
Wanderer, welche ähnlichen Charakters sind und derselben Periode angehören, entstanden sind.  
Hölderlin hatte das Gedicht zusammen mit dem Wanderer von Frankfurt aus mit der Bitte um  
Antwort die etwaige Aufnahme betreffend an Schiller geschickt<sup>3)</sup>; dieser schickte die Gedichte nach dem  
Empfange<sup>4)</sup> am nächsten Tage zur Beurteilung an Goethe, der sie seinerseits mit Bemerkungen  
ebenfalls schon am folgenden Tage<sup>5)</sup> zurücksandte, endlich kommen in ihren Briefen Schiller am  
30. Juni und Goethe am 1. Juli nochmals darauf zurück<sup>6)</sup>. Mit großer Wahrscheinlichkeit ver-  
mutet Schwab<sup>7)</sup>, daß Schiller nach dieser „Communication“ mit Goethe an Hölderlin, wie dieser  
gebeten, geschrieben habe, um ihm die Aufnahme der Gedichte (des Wanderers in die Horen, des  
Aethers in den Musenalmanach — ganz, wie es Goethe vorgeschlagen) anzuzeigen, der Brief ist  
jedoch nicht aufzufinden. Darauf würde dann passend der bei Schwab II, 141 falsch gestellte  
Brief Hölderlins an Schiller als Antwort<sup>8)</sup> folgen, worin sich Hölderlin für die Aufnahme  
bedankt. Als Entstehungsjahr setzen Schwab und Köstlin für unser Gedicht das Jahr 1797:  
näher — auf Grund der angeführten Briefe — bestimmt, könnte man wohl sagen, daß es in  
dem Zeitraume vom 2. Novbr. '96 bis 20. Juni '97 entstanden sein müsse.

Es ist nun für den Aether unter den Manuskripten eine Reinschrift vorhanden, aber nur  
von Vers 23 an, nämlich den Worten: In die Höhe sein Hals —. Unser in den bisherigen  
Ausgaben gedruckter Text weicht sowohl vom ersten Druck im Musenalmanach als auch von dem  
vorhandenen Stück Reinschrift ab. Es fragt sich, ob die Reinschrift später geschrieben wurde als  
das Manuskript für den Druck, welches Hölderlin an Schiller schickte, oder umgekehrt. Wurde sie  
später geschrieben, so sind die Abweichungen in denselben vom Texte des Musenalmanachs als  
Verbesserungen zu betrachten, die Hölderlin bei einer nochmaligen Abschrift, wie es jedweder thut,  
der etwas von sich nochmals abschreibt, anbringen wollte. Zur Beurteilung diene die Stelle von  
Vers 42 ab, sie lautet im Musenalmanach:

in der Reinschrift:

In die Meeressluth werfen wir uns, in den freieren Ebnen  
Uns zu sättigen, und es umspielt die unendliche Woge  
Unsern Kiel, es freut sich das Herz an den Kräften  
des Meergotts.

45 Dennoch genügt ihm nicht; denn der tiefere Ocean reizt uns,  
Wo die leichtere Welle sich regt — o wer dort an jene  
Goldnen Küsten das wandernde Schiff zutreiben ver-  
möchte!

Aber indeß ich hinauf in die dämmernde Ferne mich sehne,  
Wo Du fremde Gestad' umfängst mit der bläulichen Woge,  
50 Kömmst Du säuselnd herab von des Fruchtbaums  
blühenden Wipfeln,

Vater Aether! und sänftigest selbst das strebende Herz mir,  
Und ich lebe nun gern, wie zuvor, mit den Blumen der Erde.

In die Meeressluth werfen wir uns, in den freieren Ebnen  
Uns zu sättigen, und es umspielt die unendliche Woge  
Unsern Kiel und es freut sich das Herz an den Kräften  
des Meergotts.

45 Dennoch genügt uns nie, denn der tiefere Ocean reizt uns,  
Wo die leichtere Woge sich regt — o wer an die goldnen  
Küsten dort oben das wandernde Schiff zu treiben  
vermöchte!

Aber indeß ich hinauf in die dämmernde Ferne mich sehne,  
Wo Du die fremden Ufer umfängst mit der bläulichen Woge,  
50 Kömmst Du säuselnd herab von des Fruchtbaums  
blühenden Wipfeln,

Vater Aether! und sänftigest selbst das strebende Herz mir,  
Und ich lebe nun gern wie sonst mit den Blumen der Erde.

<sup>1)</sup> I, 102. <sup>2)</sup> Hölderlin an seinen Bruder in einem Briefe vom 2. Novbr. 1796 aus Frankfurt (II, 40):  
das Gedicht an den Aether mit D. unterschrieben im neuen Schiller'schen Almanach ist von mir. <sup>3)</sup> wohl am  
20. Juni '97: II, 140. <sup>4)</sup> 26. Juni. <sup>5)</sup> bei Köstlin S. IX falsch der Brief Goethes vom 23. Aug. hieher gezogen.  
<sup>6)</sup> Briefwechsel zw. Schiller u. Goethe, 4. Aufl., S. 266 ff. <sup>7)</sup> II, 292. <sup>8)</sup> ebenda.

Also der „tiefere Ocean“ in Vers 45 ist, wie aus Vers 48 hervorgeht, der Aether — im Musenalmanach gewiß nicht recht deutlich. Eine Verbesserung giebt jedenfalls die Reinschrift in den Worten dort oben: mit ihnen wollte, mein' ich, der Dichter der Undeutlichkeit abhelfen, und hieraus dürfte der Schluß erlaubt sein, daß die Reinschrift später als das Druckmanuskript für den Almanach geschrieben wurde. Doch ist hierüber eine sichere Entscheidung nicht möglich. Was sich zu Gunsten oder Ungunsten der anderen Abweichungen sagen läßt, will ich hier nicht erörtern. In Vers 49 wird in allen bisherigen Ausgaben gegen Almanach sowohl als Reinschrift der Artikel vor Woge weggelassen — er ist wieder einzusetzen. Was versteht, beiläufig bemerkt, Hölderlin unter den goldnen Küsten? Vor jeder anderen Erklärung ist eine solche bei dem Dichter selbst zu suchen. Im Hyperion<sup>1)</sup> sagt er: „Da flogen wir . . . durch der Sonne weites Gebiet und drüber hinaus, zu den andern Inseln des Himmels, an des Sirius goldne Küsten.“ Ebenda<sup>2)</sup>: „O wenn ich dort oben landen könnte an den glänzenden Inseln des Himmels.“ Endlich<sup>3)</sup>: „Bald kommen ja die schönen Wintertage, wo die dunkle Erde nichts mehr ist als die Folie des leuchtenden Himmels, da wär' es gute Zeit, da blinken ohnedies gastfreundlicher die Inseln des Lichts!“ Es ist daher im Sinne Hölderlins bei den in unserem Gedichte genannten goldnen Küsten nicht an Wolken oder leuchtende Strecken des Firmaments zu denken, worauf man beim Lesen des Gedichts kommen könnte.

In Vers 7 bietet der Almanach nährst für nährest; letzteres wurde wohl, um den Fluß des Verses zu heben, von den Herausgebern eigenmächtig hergestellt, seit 1826 haben es alle Ausgaben.

Von Vers 17 ab heißt es ebenda:

Auch die Fische kommen herauf und hüpfen verlangend  
Über die glänzende Fläche des Stroms, als begehrt auch diese  
Aus der Wiege zu Dir . . .

„Druckfehler!“ wird der Leser rufen, „es muß Woge heißen!“ In der That haben alle Ausgaben seit 1843 Woge. Der Almanach hat leider kein Druckfehlerverzeichnis; da man aber annehmen muß, daß Schiller die Korrektur las oder lesen ließ — wie konnte so ein offener Druckfehler stehen bleiben? Ich selbst möchte Wiege aus eigenen Gründen nicht verteidigen, doch kann sehr wohl unsere Stelle durch andere Stellen des Dichters selbst, der diese Metapher liebt, gestützt werden. Im blinden Sänger<sup>4)</sup> ruft der sehend gewordene Dichter: „Du grüner Boden! Friedliche Wieg!“ Im Empedokles<sup>5)</sup> wirft der Adler seine Jungen aus der Wiege; im Hyperion heißt es<sup>6)</sup>: „Die Marmorfelsen des Hymattus und Pentele sprangen hervor aus ihrer schlummernden Wiege“; ebenda<sup>7)</sup>: „Das Feuer geht empor in freudigen Gestalten, aus der dunkeln Wiege, wo es schlief“; an einer anderen Stelle ruft auch Hyperion<sup>8)</sup>: „O Erde, meine Wiege!“ Derselbe spricht<sup>9)</sup> auch von der „Wiege des Quells“. Man dürfte nach diesen Stellen zurückhaltender über den „Druckfehler“ urteilen. Auch die erste Ausgabe von 1826 hatte Wiege, doch wurde im Druckfehlerverzeichnis dafür Woge verlangt. Die Herausgeber, Uhland und G. Schwab, wurden wohl nach der Korrektur des aus dem Almanach abgedruckten Textes erst bedenklich. Als innerer Grund für Wiege kann angeführt werden, daß der Fisch wohl bei ruhiger sonniger Fläche heraufkommt, nicht aber aus der Woge des Stromes. Ich unterdrücke diese Bemerkung nicht, obwohl ich weiß, daß bei Dichtern dergleichen Begründungen oft nahe an ungehörige Spitzfinderei streifen; leider hat man bei der kritischen Behandlung antiker Dichter auf Grund solcher „scharfsinniger“ Wahrnehmungen bisher im Unmaße konjiziert.

Vers 24 u. folg. lauten in sämtlichen Ausgaben:

Wie zum Scherze berührt der Fuß der Hirsche den Grassalm,  
25 Hüpf, wie ein Zephyr über den Bach, der reißend hinabstümt,  
Hin und wieder schweift, kaum sichtbar durch die Gebüsche.

Also der Bach schweift hin und wieder! Wenigstens mußte das Komma des 26. Verses nach wieder, nicht aber nach schweift gesetzt werden. Daneben setzen die Ausgaben von 1826 u. '74

<sup>1)</sup> S. 65. <sup>2)</sup> S. 122. <sup>3)</sup> S. 129. <sup>4)</sup> I, 20. <sup>5)</sup> I, 178. <sup>6)</sup> S. 78. <sup>7)</sup> S. 37. <sup>8)</sup> S. 112. <sup>9)</sup> S. 147.

gar hinter Grasshalm ein Punctum ohne sich im Druckfehlerverzeichnis zu verbessern. Richtig in der Reinschrift und auch im Almanach:

Hüpft wie ein Zephyr über den Bach, der reißend hinabschäumt,  
Hin und wieder und schweift kaum sichtbar durch die Gebüsche.

Vers 31 ist mit der Reinschrift und dem Almanach zu lesen „Über dem Haupte frohlocken sie mir“ für die Vulg. Haupt.

Die Verse 37 ff. lesen wir in der Vulg. wie folgt:

Thöricht treiben wir uns umher; wie die irende Rebe,  
Wenn ihr der Stab gebriecht, woran zum Himmel sie aufwächst,  
Breiten wir über den Boden uns aus und suchen und wandern  
40 Durch die Zonen der Erd', o Vater Aether! Vergebens;  
Denn es treibt uns die Luft in Deinen Gärten zu wohnen.

Für den Boden steht deutlich in der Reinschrift dem Boden, auch der Almanach hat den Dativ. Im Hyperion<sup>1)</sup> schreibt Hölderlin: „Ich war aufgewachsen wie eine Rebe ohne Stab, und die wilden Ranken breiteten richtungslos über dem Boden sich aus.“ Hier haben wir unsere Stelle in Prosa, der Dativ steht auch in dem Diotima gewidmeten, von Hölderlin selbst verbesserten Exemplar, nach welchem Köstlin druckt. „Du hast den Stab gebrochen: über mir“ heißt es ferner im Hyperion<sup>2)</sup>. Vers 40 ist mit dem Manuskript, dem Almanach und der ersten Ausgabe folgendermaßen zu lesen: „und wandern Durch die Zonen der Erd', o Vater Aether! vergebens, Denn . . .“ Die unrichtige Vulg. wäre zu schreiben: und wandern durch die Zonen der Erd', o Vater Aether — Vergebens! Denn . . . der Ausruf wäre jedoch unpassend. Vers 41 endlich hat die Reinschrift für wohnen wandeln (Verbesserung? Soll dem vergeblichen Wandern auf der Erde das Wandeln — Lustwandeln — in den Gärten des Aethers — oft nennt Hölderlin die Sterne die Blumen des Himmels — gegenübergestellt werden? oder soll nach dem vergeblichen Wandern das — als Ziel zu erreichende — Wohnen betont werden?) Schließlich bemerke ich, daß sich der Inhalt des Gedichtes kürzer in Prosa im Hyperion<sup>3)</sup> findet: „Wie, wenn die Mutter schmeichelnd fragt, wo um sie her ihr Liebstes sey und alle Kinder in den Schooß ihr stürzen und das Kleinste noch die Arme aus der Wiege (vergleiche oben!) streckt, so flog und sprang und strebte jedes Leben in die göttliche Luft hinaus, und was die Erde festhielt, dem ward zum Fluge der Schritt, über die Gräben brauste das Roß und über die Bäume das Reh und aus dem Meergrund kamen die Fische herauf und hüpfen über die Fläche. Allen drang die mütterliche Luft an's Herz und hob sie und zog sie zu sich“. Wir haben hier eine Art Entlehnung, denn die angeführten Worte wurden eher als unser Gedicht geschrieben<sup>4)</sup>. Auch das Bild vom Roß: „wie gebogener Stahl strebt In die Höhe sein Hals“ ist aus Hyperion entnommen, wo es heißt<sup>5)</sup>: „Alabanda sprang auf wie gebogener Stahl“. Endlich erwähne ich, daß auch Geibel ein Gedicht: Der Aether schrieb<sup>6)</sup>, worinnen ebenfalls der Aether mit einem Vater verglichen wird. Es ist von Interesse, beide Gedichte mit einander zu vergleichen. Der Aether als „starker Vater“ kehrt auch bei Rob. Hammerling wieder in dessen freier Ode: Die Vögel. Hammerling kann als Nachahmer Hölderlins gelten, die genannte Ode dürfte durch die Stelle über die Vögel in unserm Gedichte veranlaßt worden sein.

Der Wanderer<sup>7)</sup> wurde zuerst gedruckt im 6. Stücke des X. Bandes der Horen vom Jahre 1797, S. 69 ohne Unterschrift, den Namen des Verfassers enthält — wie bei den Horen üblich — das Register. Seine Geschichte ist dieselbe wie die des Aethers. Erwähnt wird das Gedicht von Hölderlin in dem II, 27 falsch gestellten<sup>8)</sup> Briefe an seinen Bruder. Nebenher bemerke ich, daß dieses Gedicht „erläutert“ worden ist vom Realschuldirektor Leimbach in Ausgew. Dichtungen u. s. w. T. III, 2. Aufl., 1880, S. 85; ein Abschnitt daselbst enthält auch den „Gedankengang“ und die „Idee“ des Gedichtes, ein anderer betitelt sich „Zur Würdigung“, ein dritter enthält „Schriftliche Aufgaben“ über das Gedicht. Äußere, sachliche und historische

Der Wanderer.

<sup>1)</sup> S. 10. <sup>2)</sup> S. 40. <sup>3)</sup> S. 45. <sup>4)</sup> mit dem Manuskripte des Aethers selbst wurde der erste Bd. des Hyperion d. 20. Juni '97 an Schiller geschickt: II, 143. <sup>5)</sup> S. 30. <sup>6)</sup> Säml. Werke, Cotta, '84. Vermischte Gedichte, 1. Buch, S. 9. <sup>7)</sup> I, 99. <sup>8)</sup> Vorwort IX.

„Erläuterungen“ von Dichtungen sind — beiläufig gesagt — sicherlich von Nutzen, wie z. B. Leimbach richtig zu Vers 2 bemerkt: Olymp hat hier die Bedeutung (von) Himmel. Doch müssen auch solche Bemerkungen auf gründlichen Studien beruhen. Wenn z. B. Leimbach zu der angeführten Erklärung hinzusetzt: Der Ausdruck erscheint an dieser Stelle in Verbindung mit den afrikanischen Wüsten nicht passend, so mag diese Bemerkung heute gelten, ist aber für die Entstehungszeit unseres Gedichtes, von der hier allein auszugehen ist, ganz ungerechtfertigt — was sagt bei solchem schulmeisterlichen Tadel dann Leimbach dazu, daß z. B. Klopstock „Salem“ den „Engel“ — auch „Seraph“ genannt — der Liebe vom „Olympus“ herabkommen läßt? Ubrigens wechseln schon in der Odyssee *Ὀλύμπιος* und *Ὀρέωνος* als gleichbedeutend ab<sup>1)</sup>. Für wen aber werden Bemerkungen geschrieben und — gedruckt wie die folgenden in der „Würdigung“, wo Leimbach u. a. sagt: „Dieser Teil der Dichtung ist denn auch fast durchweg schön. Es geht ja auch uns das Herz auf, je näher wir der Heimat kommen; und der Dichter schildert sehr schön, wie das Herz vorwärts strebt, mit neuer Kraft die Glieder ausrüstend. Das ist Leben, was der Dichter hier uns entrollt“ u. s. w. Man sieht, es gibt nicht bloß Schulmeisterzwirn auf der Orgel. Götzinger vollends findet darin, daß Hölderlin in unserem Gedichte „an die Beschreibung der Eiswelt, seine geologischen Kenntnisse und Hypothesen zu verwerten (!), die Hoffnung anknüpft, es werde dereinst die dort noch so unfruchtbare Natur zu Leben und Liebe erwachen“, etwas Kindisches. Also Götzinger hat richtig herausgebracht, daß der Dichter eine geologische Hypothese vortragen wolle! Und nun gar Inhaltsangaben („der Dichter will zeigen, daß —“) und Argumente einzelner Teile oder Strophen! — eine blöde Art, den Wein der Poesie zu genießen, indem man sein eigenes Brunnenwasser zusetzt! Bei alledem kennzeichnet es sich als Anmaßung der Ignoranz, Dichtungen erklären zu wollen von mindestens einigen Dutzenden von Dichtern, von denen nicht bloß der eine oder der andere, um ihn „erklären“ zu können, ein jahrelanges ernstes Studium erfordert, ein Studium, was sich auf alles, was je der Dichter in Poesie und Prosa geschrieben hat, erstrecken muß! — Ich kehre zur kritischen Besprechung unseres Gedichtes zurück. Wir besitzen von ihm noch ein Konzept und eine Reinschrift, letztere folgt unmittelbar auf den Aether. Die mit anderer Tinte überschriebenen Varianten des Konzepts sind zur Reinschrift nicht verwendet worden. In welchem Verhältnisse aber, so muß auch hier gefragt werden, stehen die vorhandene Reinschrift und das Druckmanuskript der Horen zu einander? Die bedeutendsten Abweichungen zwischen Reinschrift und Horen finden sich im Anfange und zwar vom zweiten Distichon ab; ich stelle die Texte zur Vergleichung nebeneinander:

Reinschrift:	Horen:
Fernhin schlich das hagre Gebirg, wie ein wandernd Gerippe, Hohl und einsam und kahl blickt' aus der Höhe sein Haupt.	Fernhin schlich das hagre Gebirg, wie ein wandelnd Gerippe Hohl und einsam und kahl blickt' (so) aus der Höhe sein Haupt.
5 Ach! hier sprang, wie ein strudelnder Quell, der unendliche Wald nicht In die tönende Luft üppig und herrlich empor. Hier frohlockten die Jünglinge nicht, die stür- zenden Bäche	5 Ach! nicht sprang, mit erfrischendem Grün der schat- tende Wald hier In die säuselnde Luft üppig und herrlich empor, Bäche stürzten hier nicht in melodischem Fall vom Gebirge,
In's jungfräuliche Thal hoffend und liebend herab. Freundlich blickte kein Dach aus der Blütthe gesel- liger Bäume	Durch das blühende Thal schlingend den silbernen Strom, Keiner Heerde vergieng am plätschernden Brunnen der Mittag,
10 So wie aus lieblichem Silbergewölke der 10 Mond. Keiner Heerde vergieng am plätschernden Brunnen der Mittag	Freundlich aus Bäumen hervor blickte (so) kein wirthliches Dach. Unter dem Strauche saß ein ernstler Vogel gefanglos,
Und dem Hirten entlief nirgend das lustige Hof.	Angstig und eilend flohn wandernde Störche vorbei.
Unter dem Strauche saß ein scheuer Vogel gefanglos, Angstig eilte das Chor wandernder Störche vorbei.	Nicht um Wasser rief ich dich an, Natur, in der Wüste, Wasser bewahrte mir treulich das fromme Kameel.

<sup>1)</sup> Nitsch zu e, 50.

15 Nicht um Wasser rief ich dich an, Natur, in der Wüste, 15 Um der Haine Gesang, um Gestalten und Farben  
 Wasser bewahrte mir treulich das fromme Kameel, des Lebens verwöhnt.  
 Um der Haine Gesang, um Gestalten und Farben des Lebens herrlich,  
 Hat ich vom heiligen Vaterlands boden verwöhnt. Aber ich bat umsonst; du ersiehst mir feurig und  
 Schönheit wollt' ich; es gab die Natur mir Scherze zur Antwort,  
 20 Schönheit — aber sie gab fast ein Entsetzen 20 Chaos Himmels  
 Auch den Eispol hab' ich besucht; da thürmten empor.  
 Untereinander gewälzt, schröcklich die Gletscher sich auf. Todt in der Hülse von Schnee schlief hier das gefesselte  
 Todt in der Hülse von Schnee schlief hier das gefesselte Leben  
 Und der eiserne Schlaf harrete des Tages umsonst. Und der eiserne Schlaf harrete des Tages umsonst.  
 25 Ach! hier schlang um die Erde den wärmenden Arm der Olymp hier  
 der Olymp nicht Wie . . . .  
 Wie . . . .

Bei dieser Stelle wird niemand leugnen, daß die Lesarten der Horen denen der Reinschrift vorzuziehen und demgemäß beizubehalten seien, obgleich u. a. die stürzenden Bäche als Zinglinge gedacht echt hölderlinisch sind. Auch da, wo die Horen nur ein Distichon (Vers 9 und 10) haben, die Reinschrift deren zwei (Vers 9—12), werden wir das eine Distichon an Stelle der beiden lieber sehen wollen. Ich bemerke gleich hier, daß die Reinschrift noch zwei andere Erweiterungen giebt: vor Vers 37: Aber jetzt keh' ich zurück — findet sich in derselben das Distichon:

Aber die Erde schwieg zur Freude, so ich verheißen,  
 Und vergebens gesagt war das belebende Wort.  
 Darum lehr' ich zurück —

Es sollte durch diese Verse ein Übergang geschaffen werden: nicht unfüglich können sie in unsern heutigen Text aufgenommen werden; durch sie wird auch der oben berührte lächerliche Vorwurf Götzingers hinfällig. Dagegen ist die zweite Erweiterung, nämlich die nach Vers 76:

Wo ich einst im kühlen Gebüsch, in der Stille des Mittags  
 Von Otahitis Gestad oder von Tinian las

meines Erachtens besser wegzulassen, freilich sollten auch diese Verse dem Zusammenhange zwischen dem ersten und zweiten Teile des Gedichtes dienen. Tinian — wie ich lese — ist eine der Marianen-Inseln. — Aus den oben erwähnten brieflichen Erörterungen über unser Gedicht zwischen Schiller und Goethe wissen wir, daß Hölderlin in dem Druckmanuskripte für die Horen in Vers 5 das Attribut „quellend“ für den Wald gebraucht haben muß: Goethe erwähnt es ausdrücklich, zählt es unter die „lebhaften Bilder, welche überraschen“, sieht es aber „als negierendes Bild gegen die Wüste“ nicht gern stehen. Da wir nun in den Horen selbst das ganz harmlose „schattend“ lesen, so bleibt wohl nur die Vermutung übrig, daß Hölderlin schattend als Variante zu quellend gegeben oder daß — viel wahrscheinlicher — Schiller dieses Epitheton eigenmächtig eingesetzt habe. Im zweiten Falle wäre zu vermuten, daß Schiller dem Dichter gegenüber in der von Chr. Schwab angenommenen — verlorenen — Antwort, die ich ebenfalls schon erwähnte, von dieser Änderung gesprochen habe. In dem neben der Reinschrift vorhandenen Konzepte des Gedichts findet sich der Vers ganz so wie in den Horen, nur daß im Anfang denn für ach steht. Als der Dichter denselben für Schiller abschrieb, brachte ihn wohl das Verb springen auf den Quell und er schrieb für schattend quellend. Die mitgeteilte Lesart ferner der Reinschrift läßt vermuten, daß Hölderlin mit Festhaltung des Bildes vom Quell später doch deutlicher werden wollte als im Horenmanuskript, weshalb nach dieser Vermutung die Reinschrift später zu setzen wäre als die an Schiller geschickte Abschrift, der dann das vorhandene Konzept zu Grunde gelegt worden wäre. Letzteres dürfte auch dadurch bestätigt werden, daß das 4. Distichon, das, wie wir es in den Horen und darnach auch

in den heutigen Texten lesen, ganz im Geiste Schillers gedichtet ist<sup>1)</sup>, nicht in der Reinschrift sondern im Konzepte ganz wie in den Horen lautet — bis auf die kleine Abweichung mit für das in der Horen. Für die heutige Gestaltung des Textes nun geht meine Ansicht dahin, daß man entweder den Vers wie in den Horen herstellt mit dem schattenden Wald, so daß der quellende Wald, wie er heute ohne Verdeutlichung in unseren Ausgaben steht, gestrichen wird, oder daß man auf die Lesart der Reinschrift zurückgeht. Auch die ersten Herausgeber (1826) druckten die Lesart der Horen; später erst setzte Chr. Schwab nach dem Briefe Goethes das bis heute gebliebene quellend ein. Bei der Reinschrift mit dem unendlichen Wald<sup>2)</sup> hat man freilich mit „des Walds unendlicher Laube“, Vers 75, keine Abwechslung. Will man jedoch den heutigen Text beibehalten, so hat man — Erklärung nach der Reinschrift — unter dem quellenden Wald nicht an junge Sprossen des Waldes oder an das homerische *πιδήεις* zu denken, sondern es sollen die Laubwälder der Heimat des Dichters gekennzeichnet werden, die, von der Höhe gesehen, sanfte sich über einander wölbende Laubbogen zeigen.

Vers 4 hat sich nach dem bösen Beispiele der Gesamtausgabe in die folgenden Ausgaben, auch in die Köstlins, für blickt' der Druckfehler blickt eingeschlichen, nur die Ausgabe von 1878 giebt wieder das richtige Tempus.

Vers 14 stand in der ersten Ausgabe W a s j e r s und war nicht als Druckfehler bezeichnet worden. Alle folgenden Ausgaben, auch die Gesamtausgabe, druckten nach bis auf Köstlin, der W a s s e r schreibt. Konzept, Horen und Reinschrift haben Wasser; daß der partitive Genetiv sich so lange halten konnte, ist zu verwundern: im Neuhochdeutschen haben wir nur wenige Beispiele dafür — am bekanntesten dürfte das Schillersche sein: Es schenkte der Böhme des perlenden Weins — während bekanntlich im Mittelhochdeutschen dieser partitive Genetiv zur Bezeichnung des Stoffes eine größere Ausdehnung hatte, wenn auch nicht die des französischen partitiven Artikels<sup>3)</sup>.

Vers 21 haben Konzept, Horen und Reinschrift H ü l s e von Schnee; die ersten Herausgeber der Gedichte nahmen daran Anstoß und setzten H ü l l e dafür — mit Recht, wird der gebildete Leser sagen — mit Unrecht, sagt die Kritik, daher schreibt auch Köstlin endlich wieder H ü l s e, nachdem zuvor sämtliche Ausgaben auf H ü l l e stehen geblieben waren. Außer aus den Urkunden ergibt es sich aus unserem Gedichte selbst, daß es H ü l s e heißen muß: „Und, wie ein Samenkorn, durchbrichst du die eiserne Hülle“ heißt es Vers 33 von der „Mutter Erde“. Wir haben hier eine bei Hölderlin beliebte Wendung. Im Empedokles<sup>4)</sup> sagt er: „Wie edles Samenkorn ist oft Das Herz des Sterblichen in todter Schale“ — auch im Konzepte unseres Gedichtes ist Vers 33 über H ü l s e geschrieben „Schale“; im Hyperion<sup>5)</sup> spricht er vom Staate als der „rauhem Hülle um den Kern des Lebens“, ebenda<sup>6)</sup> sagt er, der Genius habe die Hülle durchbrochen und stehe wie ein Frühling da, endlich heißt es im Aether<sup>7)</sup>: „daß er dich finde, zerbricht der gefangene Same die Hülle“.

Vers 57 haben die Manuskripte und die Horen r a u s c h e t, die ersten Herausgeber schrieben r a u s c h t, was sich auf sämtliche Ausgaben übertrug, bis Köstlin endlich die urkundliche Lesart wieder einsetzte.

Vers 65 haben die Horen und sämtliche Ausgaben — auch die Köstlins —: Da umfängt mich das Haus und des Gartens heimliches Dunkel — sollte Hölderlin in der Abschrift für den Druck so geschrieben haben? Weit besser die Reinschrift und auch das Konzept: Da empfängt mich das Haus — oder sollte der Dichter zurückdeuten wollen auf Vers 45: Doch wie Aurora den Tithon, u m f ä n g s t du in lächelnder Blüthe Warm und fröhlich, wie einst Vaterlandserbe, den Sohn —?

Vers 67 hat die Reinschrift gut: Lockende Äste, das Konzept giebt die jetzige Lesart: l i s p e l n d e Äste mit der überschriebenen Variante l u s t i g e Äste. Für verbarg im nächsten Verse (Konzept) steht in der Reinschrift b e g r u b.

Vers 81 lautet in der Reinschrift „D i e einst mir die Brust erweckte vom Schlage der Kindheit, Und mit sanfter Gewalt höher und weiter mich t r i e b, Mildere Sonne! zu dir . . .“

<sup>1)</sup> vergl. das Bekenntnis Schillers selbst in dem erwähnten Briefwechsel. <sup>2)</sup> dasselbe Attribut auch Hyperion, S. 88. <sup>3)</sup> Herm. Paul, Mittelhochd. Grammat. 2. Aufl. Halle '84, § 262. <sup>4)</sup> I, 181. <sup>5)</sup> S. 28. <sup>6)</sup> S. 67. <sup>7)</sup> I, 102.

In unserm heutigen Texte nach den Horen fehlt die Interjektion und das Verb. finit. des Nebensatzes steht in der 2. Person; man kann nicht wohl annehmen, daß der Dichter als vermeintliche Korrektur der Reinschrift so geschrieben habe, da auch in Anreden der Übergang von der 2. zur 3. Person mit dem Relativum, wie wir ihn in der Reinschrift haben, durchaus nicht gegen den Sprachgebrauch ist. Es ist hier die wirksamere Fassung der Reinschrift einzusetzen. — So viel über den Wanderer.

Zu dem aus derselben Zeit stammenden kürzeren Gedichte Die Eichbäume<sup>1)</sup>, welche ebenfalls in den Horen von 1797 und zwar im 10. Stück, S. 101, zuerst gedruckt wurden, ist wenig zu bemerken. Wir haben davon noch das Konzept, aber weder in den erwähnten brieflichen Erörterungen zwischen Schiller und Goethe über die beiden eben behandelten Gedichte noch in dem Briefwechsel zwischen Schiller und Hölderlin selbst wird es genannt. Während in allen bisherigen Texten in Vers 7 stand: „Keiner von euch ist noch in der Menschen Schule gegangen“, giebt allein Köstlin die Umstellung des Horentextes: Keiner von euch ist noch in die Schule der Menschen gegangen. Im folgenden Verse ist ebenfalls aus den Horen vor Wurzel der Artikel der hinzuzufügen, den auch Köstlin mit allen übrigen Ausgaben wegläßt.

Die  
Eichbäume

Mit dem Gedichte Das Schicksal<sup>2)</sup> eröffneten Uhland und G. Schwab die erste Ausgabe der Gedichte und seitdem hat man daran festgehalten. Dasselbe wurde, wie erwähnt, zuerst gedruckt in: Neue Thalia herausgeg. von Schiller. Viertes u. letzter Bd., Leipz. 1793, S. 222. Chr. Schwab und Köstlin setzen das Gedicht in das Jahr '94, in welchem Jahre allerdings der genannte Band der Thalia erschien, doch ist es früher entstanden. Es gehört hierher folgende Stelle aus einem Briefe Hölderlins aus Waltershausen an seinen Freund Neuffer vom 10. Oktober '94<sup>3)</sup>: „Das Gedicht an das Schicksal, das ich noch zu Hause anfang<sup>4)</sup>, vorigen Winter beinahe ganz umänderte<sup>5)</sup> und um Ostern in einem Briefe an Schiller einschloß, scheint dieser sehr gut aufgenommen zu haben nach dem, was er mir sagte in der Antwort auf meinen letzten Brief“. Der hier angedeutete, „um Ostern“ an Schiller geschickte Brief ist — ohne näheres Datum — noch vorhanden<sup>6)</sup>. Die wohl auf unser Gedicht bezüglichen Worte lauten: „Ich nehme mir die Freiheit, ein Blatt beizulegen, dessen Unwerth in meinen Augen nicht so entschieden, daß ich es mir zur offenbaren Insolenz anrechnen könnte, Sie damit zu belästigen, dessen Schätzung aber eben so wenig hinreicht, mich aus der etwas bangen Stimmung zu setzen, womit ich dieses niederschreibe. Sollten Sie das Blatt würdigen, in Ihrer Thalia zu erscheinen, so würde dieser Reliquie meiner Jugend mehr Ehre wiederfahren, als ich hoffte“. Die Antwort dagegen scheint verloren zu sein. Schwab selbst ferner sagt in der Biographie<sup>7)</sup>, daß Hölderlin bereits vor dem Antritte seiner Hofmeisterstelle in Waltershausen seinem Freunde Magenan in Baihingen unser Gedicht vorgelesen habe. Es ist mir nicht bekannt, woher Schwab diese Notiz genommen hat, in den bis jetzt veröffentlichten Briefen finde ich diesen Umstand nicht erwähnt. Am 21. Mai '94 endlich schreibt der Dichter ebenfalls aus Waltershausen auch auf unser Gedicht bezüglich an seinen Bruder<sup>8)</sup>: „Kannst Du die neuesten Stücke von Schillers Thalia auffinden, so siehe nach meinem Namen und denke meiner!“ Bezüglich der Kritik des Gedichtes ist nur zu bemerken, daß die Cotta'schen Ausgaben bis zur letzten zäh an einem Fehler festhalten, den endlich nach dem Texte des ersten Druckes Köstlin beseitigt hat. In Strophe 10 nämlich ist im 2. Verse für nur zu lesen nun, was auch der Sinn verlangt, da Jugend und reisendes Alter einander gegenüber gestellt werden, wobei letzteres mit nun eingeführt wird<sup>9)</sup>.

Das  
Schicksal.

Es folgt in der Gesamtausgabe das an St. (Stäudlin) gerichtete Gedicht Griechenland<sup>10)</sup>, welches ebenfalls in der genannten Thalia, S. 331, zuerst gedruckt wurde und derselben Zeit angehört. In einem Briefe an Neuffer ohne Datum<sup>11)</sup> — die Antwort auf dessen Brief vom

Griechenland.

<sup>1)</sup> I, 101. <sup>2)</sup> I, 3. <sup>3)</sup> II, 103. <sup>4)</sup> d. h. nach Beendigung der Tübinger Studienzeit, Herbst '93. <sup>5)</sup> also Winter von '93 zu '94. <sup>6)</sup> II, 133. <sup>7)</sup> II, 283. <sup>8)</sup> II, 10. <sup>9)</sup> I, 6. <sup>10)</sup> II, 93.

<sup>11)</sup> Ich kann hier nicht unterlassen, an einem Beispiele zu zeigen, wie man früher mit deutschen Klassikern umzugehen pflegte. In der bekannten und ihrer Zeit wegen ihrer Billigkeit (— In Deutschland gilt seit langher die Regel, daß die Gebildeten selten reich sind, die Reichen selten gebildet — v. Treitschke —) sehr verbreiteten Meyerschen Groschen-Bibliothek der deutschen Klassiker (Hildburghausen und New-York o. J.) fand auch Hölderlin im 236. Bändchen eine Stelle. Nachdem daselbst S. 11 das Schicksal mit drei bösen Druckfehlern abge-

20. Juli 1793 — finden wir Anklänge an dasselbe. Hölderlin spricht daselbst von Götterstunden, da er aus dem Platanenhaine am Ilissus (vergl. den Anfang des Gedichtes!) zurückkehre, da er, unter Schülern Platos hingelagert, dem Fluge des herrlichen nachgesehen u. s. w. Was nun den Text unseres Gedichtes betrifft, so entfernen sich bis heute die Cotta'schen Ausgaben an mehreren Stellen von dem Texte der Thalia. Köstlin geht auch hier auf die Thalia zurück, aber nicht in allen Stücken; so steht im 3. Verse der 6. Strophe in letzterer das Volk, wo Köstlin mit der Vulgata schreibt ein Volk (das Volk ist vorzuziehen, da ein bestimmtes Volk — die Athener — gemeint ist), in derselben Strophe steht im 6. Verse vom Kerker<sup>1)</sup>, wo auch Köstlin mit Schwab vom Staube schreibt. (Das nun dagegen in der 5. Zeile ist wohl mit Recht auch von Köstlin als Druckfehler in der Thalia für nur angesehen worden — leider hat die Thalia kein Druckfehlerverzeichnis! Als offener Druckfehler der Thalia ist auch die stumpfe Schwüle im 7. Verse der 3. Strophe zu vermerken für dum p f e Schwüle, wie man allgemein liest; dasselbe gilt von s a n g s t im 2. Verse eben dieser Strophe für s ä n g s t, denn der Konjunktiv entspricht allein dem Sinne). Strophe 5 fehlt in der Thalia ganz, doch behält sie auch Köstlin bei; sodann zeigt in der Thalia die meisten Abweichungen von unserm heutigen Texte die 7. Strophe, wobei der genannte Herausgeber ebenfalls letzteren bevorzugt. Die Strophe lautet nämlich in der Thalia: Attika, die Heldin, ist gefallen; Wo die alten Göttersöhne ruh'n, Im Ruin der schönen Marmorhallen Steht der Kranich einsam trauernd nun; Lächelnd kehrt der holde Frühling wieder, doch er findet seine Brüder nie In Ilissus heil'gem Thale wieder — Unter Schutt und Dornen schlummern sie. In der letzten Strophe ferner steht in der Thalia fernes Land für bess' res Land und für das heil'ge Griechenland das liebe Griechenland. Auch hier giebt Köstlin den Text der ersten und aller folgenden Ausgaben. Dagegen schreibt er mit der Thalia im 2. Verse der 1. Strophe für Ilissus (eingesetzt mit Rücksicht auf den vorletzten Vers der vorletzten Strophe?) Cephissus (die Thalia hat jedoch Cephissus, Köstlin hält es demnach mit Elmsley, der die Schreibung mit ff verwirft, oder schreibt er so, weil Hölderlin selbst<sup>2)</sup> so geschrieben?) Ebenso giebt er in der 3. Strophe den Text der Thalia in den Worten: Deinen Geist vom Lorbeerzweig umspielt, D r ü c k t e nicht u. s. w. für: Und Dein Haupt . . . f ü h l ' t e nicht u. s. w.

druckt worden war. wurden auf S. 42 einige Verse desselben Gedichtes als selbständiges Gedicht mit erfundener Überschrift wiederholt in folgender Weise:

Hölderlin:

Aus: Das Schicksal.  
Für meines Lebens goldnen Morgen  
Sei Dank, o Pepromene, dir!  
Ein Saitenspiel und süße Sorgen  
Und Träum' und Thränen gabst du mir!  
(Die 2. Hälfte der Strophe läßt Meyer weg).  
Es reise von des Mittags Flamme,  
Es reise nun von Kampf und Schmerz  
Die Blüth' am gränzenlosen Stamme  
Wie Sprosse Gottes, dieses Herz!  
Besüßelt von dem Sturm erschwinde  
Mein Geist des Lebens höchste Lust,  
Der Tugend Siegeslust verjünge  
Bei fargem Glücke mir die Brust!

Im heiligsten der Stürme falle  
Zusammen meine Kerkerwand,  
Und herrlicher und freier walle  
Mein Geist in's unbekante Land!

— — — — —  
— — — — —  
— — — — —  
— — — — —

Meyer:

Seufzer (!) und Sieg,  
Für meines Lebens goldnen Morgen  
Lob sey, Naturenhüller (!) Dir!  
Für alle Freuden, alle Sorgen  
Und alle Träum' und Thränen hier!

Es reise von des Lebens Flamme  
Es reise von dem Kampf und Schmerz  
Die Blüth' am gränzenlosen Stamme  
Die Sprosse Gottes, dieses Herz!

Besüßelt von dem Kampf erschwinde  
Mein Geist des Lebens höchste Lust!  
Der Tugend Siegeslust verjünge  
Mit ihrer Freude mir die Brust!

Im heiligsten der Stürme falle  
Zusammen jene (!) Scheidewand  
Und heiliger und freier walle  
Mein Geist in's höchste Lebens-Land (!).

<sup>1)</sup> erinnert an die Kerkerwand des vorigen Gedichtes, welches derselben Periode angehört! <sup>2)</sup> I, 12 in: Der Gott der Jugend.

Endlich schreibt er im letzten Verse der folgenden Strophe ebenfalls mit der Thalia für süße Luft stolze Luft.

Woher nun diese bedeutenden Abweichungen des durch die ersten Herausgeber eingeführten heutigen Ausgabentextes von dem Texte des ersten Druckes in der Thalia? Die ersten Herausgeber hatten wohl neben dem Thaliatexte eine Handschrift des Dichters zur Verfügung — woher sonst die in der Thalia fehlende 5. Strophe? Es war dieses Manuskript aber wohl ein späteres, verbessertes, denn man muß sagen, daß die Lesarten der Ausgaben bessere sind als die des ersten Druckes, und es ist zu verwundern, daß Köstlin, da er sonst mehrfach unsern heutigen Text billigt, in der 3. Strophe die Katachrese der Thalia: Deinen Geist, vom Lorbeerzweig umspielt, aufgenommen hat. Selbst wenn man im andern Falle annehmen wollte, die ersten Herausgeber hätten in ihrer Eigenschaft als Dichter den Text der Thalia, um ihrem Kollegen einen Dienst zu erweisen (!), aus eigenem Drange korrigiert, so bliebe immer noch die Frage bezüglich der Herkunft der 5. Strophe übrig. Hatten sie aber ein Manuskript, wo ist selbiges dann geblieben? G. Schwab sagt in der erwähnten Anzeige der ersten Ausgabe der Gedichte, mehrere Gedichte seien aus den Papieren des Verfassers von Freunden seiner Poesie ausgesucht worden; aber diese werden denen, welche, wie unser Gedicht, bereits gedruckt waren, gegenübergestellt — warum sagte Schwab nichts über etwaige Manuskripte zu Gedichten, die, wenngleich schon gedruckt, nach diesen Manuskripten geändert wurden?

In derselben Thalia endlich steht S. 334 das Gedicht: Dem Genius der Kühnheit<sup>1)</sup>. Dem Genius der Kühnheit. Es stammt aus dem Jahre 1793, fällt also auch noch in die Tübinger Studienzeit des Dichters. Zur Geschichte desselben dienen folgende briefliche Bemerkungen. Bereits am 10. Juli des genannten Jahres schreibt Neuffer an Hölderlin<sup>2)</sup>: „Theile mir Deinen Hymnus an die Kühnheit mit“. In der Antwort (ohne Datum) schreibt Hölderlin<sup>3)</sup>: „Ich schicke meinen Hymnus unserm Ständlin<sup>4)</sup>. Das zauberische Licht, in dem ich ihn ansah, da ich mit ihm zu Ende war, und noch mehr, da ich ihn Euch mitgeteilt hatte<sup>5)</sup>, an dem unvergeßlichen Nachmittage, ist nun so ganz verschwunden, daß ich mich nur mit der Hoffnung eines baldigen bessern Gesangs über seine Mängel trösten kann“. In einem Briefe (ebenfalls ohne Datum) aus Waltershausen<sup>6)</sup> fragt der Dichter denselben Freund: „Weißt Du nicht, ob Ständlin mein Gedicht an die Kühnheit in die Urania geschickt hat?“ Endlich erwähnt er das Gedicht auch in einem Briefe an Hegel vom 26. Jan. '95<sup>7)</sup>: „Den Genius der Kühnheit, dessen Du dich vielleicht noch erinnerst, hab' ich umgearbeitet, mit einigen andern Gedichten in die Thalia gegeben“. Zugleich sehen wir aus diesen Bemerkungen, daß der Titel des Gedichts wohl ursprünglich war: Hymnus an die Kühnheit, entsprechend den zahlreichen andern Jugendgedichten mit den Überschriften: Hymnus an . . .

Die richtige Interpunktion gleich im Anfange, nämlich das Fragezeichen nach: Wer bist Du, wofür noch 1874 Komma gesetzt wurde, ist in der neuesten Cotta'schen Ausgabe und der von Köstlin endlich aus der Thalia und der ersten Ausgabe wiederhergestellt. In der zweiten Strophe hat man dagegen für voll Übermuths ohne allen Grund in sämtlichen folgenden Ausgaben voll Übermuth gesetzt. Die dritte Strophe beginnt in der Thalia: Wie nun in jugendlichem Kriege . . ., wofür alle unsere Ausgaben<sup>8)</sup> schreiben im jugendlichen Kriege. Es ist die Lesart der Thalia, die gleich ist der allgemeinen adverbialen Bestimmung: durch Krieg, wiederherzustellen. Nach dem 4. Verse derselben Strophe ist das Ausrufezeichen der Thalia beizubehalten — alle Ausgaben haben Semikolon, aber der Dichter will die Strophe nicht als Periode aufgefaßt wissen, deren Nachsatz mit dem 5. Verse begönne, und das wie im 1. und 3. Verse ist nicht temporales Adverb, sondern dient dem Ausrufe. Freilich häufen sich mit dem 5. Verse diese Zeichen, da Hölderlin die Gewohnheit hat, das Ausrufezeichen des Substantivs bei dem nachgestellten Attribute zu wiederholen; übrigens wurde in demselben Verse des Versmaßes wegen das Attribut hohen eingesetzt (woher?), was in der Thalia und in der ersten Ausgabe noch nicht steht. Wie es möglich war, daß bei einigermaßen sorgfältiger Korrektur der Druckfehler

<sup>1)</sup> I, 8. <sup>2)</sup> II, 91. <sup>3)</sup> ebenda, 95. <sup>4)</sup> nicht das heute An St. überfriesene Gedicht Griechenland. <sup>5)</sup> mündlich. <sup>6)</sup> II, 99. <sup>7)</sup> Westerm. Monatsh. Septbr. '71. <sup>8)</sup> wahrscheinlich durch die Worte des übernächsten Verses bestimmt: vom wunderbaren Sieg berauscht.

der Thalia in der 6. Strophe Hesperiden Kräfte für Hesperiden Früchte stehen blieb oder wie, wenn er nun einmal geblieben, kein Druckfehlerverzeichnis für nötig befunden werden konnte, ist nicht wohl begreiflich. Im 6. Verse der nächsten Strophe lesen wir in der Thalia *ban ge* Thale, alle Ausgaben mit Ausnahme der von 1878 haben *lan ge* Thale. Köstlin macht dazu auf der letzten Seite seiner Ausgabe die Bemerkung: es ist wohl *ban ge* zu lesen — befremdlich, da bereits der erste Druck dieses Wort giebt! Daß *lan ge* in der ersten Ausgabe wohl kein Druckfehler war, beweist G. Schwab in der erwähnten Anzeige, der gerade *lan ge* als Beispiel dafür anführt, daß bei Hölderlin „schnell bezeichnende, innige, e i n f a c h e, in jener Zeit noch frische und unbenutzte Bemörter ihr helles Licht auf ganze Perioden werfen“. Da angenommen werden muß, daß G. Schwab oder der andere Herausgeber Uhland die Thalia einsahen, so begreift man nur dann, daß sie *lan ge* billigten, wenn sie neben der Thalia noch eine bessere Quelle, also ein Manuskript, einsehen konnten, welches diese Lesart enthielt. Heute wird jeder Leser das hier sehr gut passende, proleptisch gebrauchte *ban ge* vorziehen; man vergleiche außerdem in „Griechenland“: ewig deckt die *ban ge* Wüste sie<sup>1)</sup> und in „Der Frieden“<sup>2)</sup>: So gährt<sup>3)</sup> und wuchs und wogte von Jahr zu Jahr Majilos und umschwemmt das *ban ge* Land die unerhörte Sch lacht. Woher ferner in der nächsten Strophe die Vulgata „Wenn mit der *Wage* du das Schwert vertauscht“ für die Lesart der Thalia „Wenn mit der *Toge* . . .“ stammt, weiß ich ebenfalls nicht zu sagen — Druckfehler (!) der Thalia? Von den ersten Herausgebern *Wage* als besserer Gegensatz zu Schwert eigenmächtig eingesetzt? Aus einem Manuskript? — Ist *Toge* richtig, so hätten wir uns den Gott der Kühnen (Strophe 7), der hier angeredet wird, als *deus togatus* vorzustellen im Gegensatz zu seiner Thätigkeit als *sagatus*. Im 5. Verse derselben Strophe ist schon in der 1. Ausgabe im Druckfehlerverzeichnis für *schreckt richtig schreckt* angegeben worden, die späteren Herausgeber, auch Köstlin, beachten dies nicht, nur die Ausgabe von 1878, die 4. Auflage, hat auch hier das richtige. In der letzten Strophe heißt es für *erwache* im 5. Verse in der Thalia *ermahne* — besser, da der Genius wohl auch nicht in der Gegenwart als schlafend zu denken sein soll; auch hier hat nur die genannte 4. Auflage die vorzuziehende alte Lesart.

Lebensgenuß. Das Gedicht Lebensgenuß<sup>4)</sup> schickte Hölderlin als Schluß eines Briefes<sup>5)</sup>, der kein bestimmteres Datum hat als: Im März 1794 (also aus Waltershausen), an Neuffer. Es wurde später<sup>6)</sup> im Taschenbuche der häusl. und gesellschaftl. Freude gedruckt und darnach wohl (das Taschenbuch war mir nicht zur Hand) unser Text, der an zwei Stellen von dem des Briefes abweicht, bestimmt. In der 2. Strophe nämlich hat der Brief *Mir* reicht die Göttliche — für: *Noch* reicht —, im letzten Verse aber des Gedichtes steht im Briefe freundlich *Auge* für *treues* *Auge*. Beide spätere Abweichungen sind für Verbesserungen zu halten.

An unsere Dichter. Im Schillerschen Muses-Almanach für das Jahr 1799 steht auf Seite 47 das Gedicht Sokrates und Alkibiades<sup>7)</sup> ohne Abweichungen vom heutigen Texte, auf S. 209 ferner *An unsere Dichter*<sup>8)</sup>. Letzteres hatte ursprünglich die Überschrift *Dichterberuf*. Unter diesem Titel erwähnt Köstlin in der Einleitung zu seiner Ausgabe<sup>9)</sup> ein Gedicht, das er aus Gründen, die er nur andeutet — er stellt es neben das „bereits unklare“ Gedicht *Andenken* — nicht aufgenommen hat, doch kann ich ein Gedicht mit der genannten Überschrift heute nicht auffinden. Zu *An unsere Dichter* ist folgendes zu bemerken: In der 2. Strophe steht im 1. Verse im Almanach auch für *auf*, im 3. Verse derselben Strophe *siegt* für *singt*. Auch ist zu schreiben, weil die Thätigkeit der Dichter mit der des Bacchus — die Thätigkeit des Erweckens — verglichen wird, und ebenso *siegt*, was außer aus einem Vergleiche mit der 1. Strophe (allerobernd kam Bacchus) schon aus der daneben stehenden Anrede Herven hervorgeht. Die neueste Cotta'sche Ausgabe hat zwar auch, behält aber *singt* — was nicht recht begreiflich erscheint, da, wenn der Herausgeber den Almanach, wie aus auch — falls es nicht Konjektur ist — hervorgeht, verglich, er auch die zweite Abweichung im Almanach entdecken mußte; Köstlin billigt zwar *siegt*, läßt aber auf bestehen. Schon die 1. Ausgabe der Gedichte brachte die beiden falschen Lesarten

<sup>1)</sup> Gedicht aus derselben Periode! <sup>2)</sup> I, 58. <sup>3)</sup> I, 10. <sup>4)</sup> II, 96. <sup>5)</sup> Vorwort VII. <sup>6)</sup> I, 44. <sup>7)</sup> I, 24. <sup>8)</sup> S. XXVII.

und aus ihr wohl wurden sie in die folgenden Ausgaben übergeführt. Ein Druckfehlerverzeichnis hat freilich auch der Almanach nicht. Ubrigens ist die Knappheit dieser und der andern Gedichte aus dieser Periode wohl auf die Ermahnung Schillers zurückzuführen in dem erwähnten Briefe vom 24. November '96, wo es heißt: „Auch vor einem Erbfehler deutscher Dichter möchte ich Sie noch warnen, der Weiterschweifigkeit nämlich, die in einer endlosen Ausführung und unter einer Fluth von Strophen oft den glücklichsten Gedanken unterdrückt“. Was die Chronologie betrifft, so dürften wir nicht irren, wenn wir annehmen, Hölderlin habe diese Gedichte in dem Briefe vom 30. Juni '98<sup>1)</sup> an Schiller geschickt, ermutigt durch die Annahme des Wanderers und des Aethers.

Im Taschenbuch für Frauenzimmer von Bildung auf das Jahr 1799, herausg. von C. L. Neuffer finden wir — mit beibehaltener Reihenfolge — nachstehende Gedichte Hölderlins: Das Unverzeihliche<sup>2)</sup>, Ehmals und Jetzt, Die Liebenden<sup>3)</sup>, An die Deutschen<sup>4)</sup>, Ihre Genesung<sup>5)</sup>, An die jungen Dichter, Lebenslauf<sup>6)</sup>, An ihren Genius<sup>7)</sup>, Die Kürze, An die Parzen, Abbitte<sup>8)</sup>, Der gute Glaube<sup>9)</sup>, Diotima<sup>10)</sup>, Die Heimath<sup>11)</sup>. Warum sich Hölderlin bei einigen dieser Gedichte des Namens Hilmars bedient hat, ist nicht abzusehen, man müßte denn annehmen, daß 13 Beiträge für einen einzigen Jahrgang des Taschenbuchs ihm selbst eine zu hohe Anzahl erschienen sei oder daß er unter die Gedichte, die sich auf seine Liebe (zur Frau Gontard) beziehen, seinen Namen nicht setzen wollte, jedoch wäre dann das Gedicht Diotima eine Ausnahme. Von diesen Gedichten sind zum Teil die Manuskripte, Konzepte und Reinschriften, erhalten, nämlich die Erweiterungen von Das Unverzeihliche, Die Liebenden, An die Deutschen, Lebenslauf, ferner An die Parzen, Diotima und die Ausführung von Die Heimath. Die Abfassung dieser Gedichte (nicht die der Ausführungen) fällt in die Frankfurter Zeit des Dichters<sup>12)</sup>. „Es freut mich“, schreibt er an den Herausgeber des Taschenbuchs im August 1798 aus Frankfurt<sup>13)</sup>, „daß Du so fürlieb genommen hast mit meinen Kleinigkeiten“. In demselben Briefe schickt er noch einige „Gedichtchen“ mit. In einem bei Kelsner S. 18 zuerst veröffentlichten Briefe an seine Mutter vom 18. April des folgenden Jahres aus Homburg schreibt er, daß er aus Freundschaft einige „Kleinigkeiten“ für den Almanach von Neuffer gegeben habe und führt Stellen aus einer auf dieselben bezüglichen Rezension der Jenaer Literaturzeitung desselben Jahres<sup>14)</sup> an. Die Gedichte nun bieten weniger kritische als — was besonders von den aus späterer Zeit, da der Dichter schon eine befremdliche seelische Überspannung zeigte, stammenden Erweiterungen gilt — exegetische Schwierigkeiten.

Die Ausführung von Das Unverzeihliche<sup>15)</sup>, die Liebe, folgt im Manuskripte des Folio-  
buchs und zwar auf derselben Seite auf Die Heimath, weshalb schon die ersten Herausgeber diese Ordnung beibehielten. Das Gedicht enthält für den, der mit der Poesie Hölderlins nicht

Exeget. Be-  
merkungen

<sup>1)</sup> II, 145. <sup>2)</sup> mit Hilmars unterschrieben, aus folgender Strophe bestehend:

Wenn ihr Freunde vergeht, wenn ihr den Künstler höhnt,  
Und den tieferen Geist klein und gemein versteht,  
Gott vergiebt es, doch stört nur  
Nie den Frieden der Liebenden —

die spätere Erweiterung unter dem Titel: Die Liebe, I, 50. <sup>3)</sup> ebenso und auch aus einer Strophe bestehend:

Trennen wollten wir uns, wähten es gut und klug;  
Da wir's thaten, warum schröckst (lies: schröck't) uns wie Mord die That?  
Ach, wir kennen uns wenig,  
Denn es waltet ein Gott in uns —

später erweitert und Abschied überschrieben, I, 52. <sup>4)</sup> 2 Strophen, I, 42; später ebenfalls erweitert, I, 60.

<sup>5)</sup> Hilmars. <sup>6)</sup> 1 Strophe in der Form II, 298, erweitert I, 51. <sup>7)</sup> mit den fröhlichen Schwestern für fürstliche Schwestern I, 89; Köstlin: „es ist vielleicht fröhlichen zu lesen“ — woher nur stammt die Änderung des ersten Druckes? <sup>8)</sup> Hilmars. <sup>9)</sup> desgl. <sup>10)</sup> I, 53 aus zwei Strophen bestehend:

Du schweigst und duldest, und sie versteh'n dich nicht, Die zärtlich großen Seelen, die nimmer sind!  
Du heilig Leber! wellest hinweg und schweigst, Doch eilt die Zeit. Noch siehet mein sterblich Lied  
Denn ach, vergebens bey Barbaren Den Tag, der Diotima! nächst den

Suchst du die deinen im Sonnenlichte, Göttern und Helden dich nennt und dir gleicht.  
Zu bemerken ist, daß auch im Konzepte für die heutige Lesart heilt (jetzt Strophe 5) zu lesen ist eilt, was auch dem Zusammenhange gut entspricht. <sup>11)</sup> Hilmars, 2 Strophen in der Form II, 298. <sup>12)</sup> bis Ende September '98. <sup>13)</sup> II, 120. <sup>14)</sup> von A. W. Schlegel. <sup>15)</sup> auch die erste — anfangs einzige — Strophe ist geändert.

vertraut ist, auffallende Stellen. Zu dem Gedanken, daß die Liebe als Pflanze erwächst, vergleiche man besonders aus *Hyperion*<sup>1)</sup>: „Die Blumen des Herzens wollen freundliche Pflege; ihre Wurzel ist überall, aber sie selbst gedeihn in heittrer Witterung nur“ — ferner aus *Der Mensch*<sup>2)</sup>: „Seines Friedens Blume, die zärtliche, blüht nicht lange“ — endlich folgende Stelle aus einem Briefe an seinen Bruder 1801<sup>3)</sup>: „Was wäre das Leben, wenn es solche Blumen nicht hätte (fester Glaube u. s. w.)“. Auch sonst finden sich in dem Gedichte viele Anklänge an andere Stellen; der wilde Boden in Strophe 5 z. B. findet sich auch im *Empedokles*<sup>4)</sup>, im *Hyperion* lesen wir die Wendung<sup>5)</sup>: „Die Todtenstille der Wildniß unter den Sternen“. Es würde mich viel zu weit führen, die ähnlichen zur Exegetik benötigten Stellen alle hier zu erwähnen. In der genannten Strophe kann im ersten Verse nach dem Manuskripte bei der Undeutlichkeit der Schriftzüge für nah auch noch gelesen werden. Ich glaube, man muß letzteres vorziehen; „einzig“ aber ist dem Zusammenhange nach mit allein zu erklären, so daß also der Sinn ist: die Liebe erwächst allein noch genügsam (bei der Wildniß des Bodens), allein edel u. s. w. Sollte nah zu lesen sein, so hätte sicherlich schon der Dichter selbst vor „nah“ ein Komma gesetzt, was unbedingt erforderlich ist, denn was soll die Verbindung „einzig genügsam nah“ heißen? Man erwartet wenigstens für genügsam genugsam oder genügend.

Die folgenden Gedichte wären ebenfalls mehr exegetisch zu behandeln. Auch für die sprachliche Ausbeute müßte Hölderlin gründlich durchgearbeitet werden, er zeigt oft Eigentümlichkeiten des Sprachgebrauchs: so steht, um ein Beispiel aus nächster Nähe anzuführen, in *Abchied*, Strophe 8, das Simplex „Die Vergessenen“ aktivisch im Sinne des Adjektivums *uneingedenk*<sup>6)</sup>. An die jungen Dichter ist neben anderen Gedichten Hölderlins in die bekannte für die Schule bestimmte Gedichtsammlung von Echtermeyer aufgenommen worden. Es steht darunter die Jahreszahl 1800, aber weder ist das Gedicht in diesem Jahre gedichtet worden noch auch erschienen. Das Gedicht eignet sich übrigens gar nicht für die Schullektüre und kann trotz seiner Kürze nur von dem erfahrt werden, der in die eigenartigen Vorstellungskreise Hölderlins tiefer eingedrungen ist<sup>7)</sup>. Lebenslauf folgt im Konzepte unmittelbar auf Die Liebe. Die erste Strophe ist im Taschenbuche viel deutlicher als in dieser späteren Erweiterung: die Bezeichnung „unser Bogen“ ohne jeden Zusatz für Lebensbahn ist unklar. Im Konzepte findet sich die ebenfalls deutlichere Variante: „Er (mein Geist) vollbrachte des Lebens Flug und kehrte woher er kam“. Veranlassung zu dem Gedanken gab wohl die bekannte Stelle aus *Sophokles*, die schon vor unserem Gedichte dem 3. Buche des *Hyperion* als Motto vorgelegt wurde. Man vergleiche auch die Grundidee zum Drama *Empedokles*, der nach der Auffassung des Dichters eigenmächtig die Rückkehr zur Natur, seinem Ursprunge, vollbrachte. Ebenso haben wir in einem Briefe des Dichters an seinen Bruder vom 2. Juli 1796<sup>8)</sup> denselben Gedanken deutlich ausgesprochen. Die dritte Strophe wird erst seit 1878 und dann auch von Köstlin richtig interpungiert.

An die Parzen.

Ich komme zu den Parzen. Sie sind gemeint, nicht — wie Schwab<sup>9)</sup> vermutet — die Heimath in den Worten des Dichters an seine Mutter von Homburg aus, den 8. Juli '99: „Das Gedichtchen hätte Sie nicht beunruhigen sollen, theuerste Mutter! Es sollte nichts weiter heißen als wie sehr ich wünsche einmal eine ruhige Zeit zu haben, um das zu erfüllen, wozu mich die Natur bestimmt zu haben schien“. Um zu erkennen, daß sich allerdings diese Worte auf unser Gedicht beziehen, vergleiche man die Worte desselben: „Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht Nicht ward, sie ruht auch drunten im Orkus nicht“. Das Recht der Seele nämlich ist für den Dichter die ungehinderte Bethätigung seiner dichterischen Beanlagung, eine Erklärung, die sich außer auf den Zusammenhang unserer Stelle vornehmlich auf die Stelle im *Hyperion*<sup>10)</sup> stützt: „Da übte das Herz sein Recht zu dichten aus“. Nur wenn ihm also dieses Recht geworden zum Gelingen des „reinen Gesanges“ (gemeint ist der *Empedokles*, mit dem sich damals der Dichter beschäftigte), dann will er gern sterben. Angeführt wird unser Gedicht das erste Mal aus dem Taschenbuche in der genannten Rezension von A. W. Schlegel, der dazu die

<sup>1)</sup> S. 68. <sup>2)</sup> I, 58. <sup>3)</sup> II, 80. <sup>4)</sup> I, 132. <sup>5)</sup> S. 62. <sup>6)</sup> häufig in Kompositis, wie *ehervergessen*, *pflichtvergessen*. <sup>7)</sup> Ich erinnere an die ihm eigentümlichen Begriffe des *Reifens* und *Gährens* in der ersten Strophe, an die befremdliche Mahnung der zweiten: „Haßt den Raufsch wie den Frost“, womit z. B. die Bemerkung im *Hyperion* S. 145 zu vergleichen ist u. s. w. <sup>8)</sup> II, 28. <sup>9)</sup> II, 68. <sup>10)</sup> S. 65.

Bemerkung macht: „Diese Zeilen lassen schließen, daß Hölderlin ein Gedicht von größerem Umfange mit sich umherträgt, wozu wir ihm von Herzen alle äußere Begünstigung wünschen u. s. w.“. Auch G. Schwab läßt am Schlusse seiner erwähnten Anzeige das Gedicht abdrucken. Der Abdruck giebt im 2. Verse der 1. Strophe zum für zu — gegen das Konzept des Gedichts, das Taschenbuch und die erste Ausgabe selbst, die eben Schwab bespricht. Dieselbe Ausgabe, die 2. Auflage von 1843 und die Gesamtausgabe haben in diesem Verse „zu reifem Gesange“. In lezterer jedoch wurde im Druckfehlerverzeichnis dafür verlangt zu reinem Gesange. Merkwürdigerweise hat Chr. Schwab selbst in der Ausgabe von 1874 wieder reifem, er erkennt also selbst später den „Druckfehler“ nicht an, endlich hat auch die 4. Aufl. reifem, Köstlin dagegen reinem, er hält also reifem für unrichtig. J. G. Fischer in seiner Festrede zur Einweihung des Hölderlin-Denkmal bei Homburg v. d. S. am 28. Juli '83 hat nach dem mir vorliegenden Drucke bei Kelschner zweimal, indem er diese Worte anführte, reifem gesagt, er hält also reifem für richtig. Wie soll nun gelesen werden? Auf einen Druckfehler läuft offenbar reifem nicht hinaus, und selbst wenn reifem gedruckt wurde, warum kam Chr. Schwab erst nach der Korrektur auf reinem, besonders da sich der „Fehler“ reifem gleichsam vorher eingebürgert gehabt hatte? Chr. Schwab hatte das heute noch vorhandene Konzept des Gedichts zur Einsicht, er sah es aber wohl erst nach dem Drucke und der Korrektur des Gedichts ein, um sich erst im Druckfehlerverzeichnis zu verbessern, denn — im Konzepte steht allerdings reinem und von reifem findet sich keine Spur. Die Lesart reifem stammt aus dem Taschenbuche und aus ihm entnahmen sie die ersten Herausgeber, Uhland und G. Schwab. Es ist aber nicht zu bezweifeln, daß der Dichter selbst im Druckmanuskripte für das Taschenbuch auch wirklich reifem geschrieben habe als Korrektur für reinem in dem uns überkommenen Konzepte. Auch an andern Stellen weicht der Text des Taschenbuchs von dem des Konzeptes ab, so steht in letzterem gleich im ersten Verse für gönnt schenkt, die dritte Strophe habe ich in demselben gar nicht aufgefunden, die zweite aber lautet:

Die Seele, die im Leben ihr heilig Recht  
Nicht fand, sie ruht auch drunten im Orkus nicht;  
Doch hab ich Einmal . . . das im  
Busen mir schläft, das Gedicht gesungen —

Hieraus geht hervor, daß der Dichter auf alle Fälle das Konzept für das Druckmanuskript des Taschenbuchs änderte, und unter diese Änderungen darf man sicherlich, wie erwähnt, das reif für rein einbegreifen. Letztere Vermutung kann aber aus dem Dichter selbst zur Genüge gesichert werden. Gerade die Metapher von reif wendet er mit Vorliebe an und eine ganze ihm eigentümliche Gruppe von Wendungen, die auf der Übertragung dieses Begriffes beruhen, läßt sich bei ihm nachweisen. Rein in unserer Stelle bezöge sich mehr äußerlich auf den Ton des Gesanges, reif dagegen ist vom Gehalte desselben gesagt. Es kommt hinzu die Nähe des Wortes Herbst, das die Metapher sogar zu fordern scheint. Der reife Gesang bezeichnet, wie schon angedeutet, den Empedokles; wir haben aber briefliche Stellen, die, vom Empedokles gesagt, auch auf die Stelle unseres Gedichtes anzuwenden sind, da in ihnen ebenfalls der Begriff der Reife gebraucht wird. In einem an Schiller gerichteten Briefkonzepte nämlich ohne Datum<sup>1)</sup> schreibt der Dichter: „Ich hatte . . . so viel Reichthum gewonnen, daß ich hoffen konnte, wenigstens so lange unabhängig zu leben, bis ich mein Trauerspiel zu einiger Reife gebracht hätte“. Desgleichen schreibt er in einem Briefe an seinen Studienfreund Schelling aus dem Jahre 1799 — ohne näheres Datum — auf dieselbe poetische Arbeit bezüglich<sup>2)</sup>: „Ich habe die Einsamkeit, in der ich hier (in Homburg) seit vorigem Jahre lebe, dahin verwandt, um . . . vielleicht etwas Reiferes, als bisher geschehen ist, zu Stande zu bringen“. In demselben Briefe spricht er von möglichster Reife seiner Beiträge (für das zu gründende Journal). Schiller selbst gebrauchte in dem schon erwähnten Briefe vom 24. November '96 an den Dichter das Wort reif zweimal aufmunternd von poetischer Gestaltung. Bei der großen Verehrung unseres Dichters für Schiller dürfen wir annehmen, daß gerade dieses Wort in seiner Seele als bedeutsamstes Attribut für seine künftigen

<sup>1)</sup> II, 148. <sup>2)</sup> II, 156.

Dichtungen fortgeklingen haben mag. Eben in seiner Antwort<sup>1)</sup> taucht in kühnerer Übertragung wiederum der Begriff der Reife auf, indem er auf das Verhältnis Schillers zu sich selbst deutend von den Wirkungen des reifen Genius des Meisters auf den jüngeren Künstler spricht. Bezüglich seiner poetischen Bestrebungen schreibt ferner der Dichter an seinen Bruder am 12. Febr. '98<sup>2)</sup>: „Schwerlich wird mir etwas ganz gelingen, weil ich meine Natur nicht in Ruhe und anspruchsloser Sorgenlosigkeit ausreifen ließ“. An Neuffer aber schreibt er am 3. Juli '99<sup>3)</sup> — die Zeit, da er den Empedokles begann —: „Das Zeitalter hat eine so große Last von Eindrücken auf uns geworfen, daß wir nur . . . durch eine lange bis ins Alter fortgesetzte Thätigkeit . . . vielleicht dasjenige am Ende produciren können, wozu uns die Natur zunächst bestimmt hat (vergl. die oben angeführten Worte an seine Mutter vom 8. Juli und das „Recht der Seele“ in unserer Ode) und was vielleicht unter anderen Umständen früher, aber schwerlich so vollkommen gereift wäre“. Wenn schon durch vorstehende briefliche Bemerkungen des Dichters der reife Gesang unserer Ode hinlänglich gestützt erscheint, so führe ich doch zur größeren Sicherung noch einige ähnliche Stellen aus seinen Dichtungen an. In der Ode An die Prinzessin Auguste<sup>4)</sup> wünscht er: „daß endlich auch mir ein Gesang gedeihe, der Deiner werth sei“; in An die jungen Dichter<sup>5)</sup> heißt es: „Es reift unsere Kunst vielleicht Bald zur Stille der Schönheit“. Daneben sind zu stellen aus Hyperion<sup>6)</sup>: „Die Schönheit läßt man nicht in ihm (dem Menschen) gedeihn und reifen“ und<sup>7)</sup>: „Wenn das Schöne seinem Schicksal entgegenreift“. Andere Übertragungen des Begriffes reif, die bei unserem Dichter sehr zahlreich und oft eigenartig sind, führe ich, da sie sich von der an unserer Stelle entfernen, hier nicht an. Es soll aber mit dem Hinweise auf die angeführten Stellen nicht gesagt sein, daß sich nicht auf der anderen Seite der reine Gesang des Konzeptes ebenfalls stützen ließe, wenngleich bei Hölderlin der reine Gesang — die Übertragung festgehalten — nicht die nächstliegende gewöhnliche Bedeutung hätte, wie sich aus anderen Stellen ergibt. Von der „reinen Stimme der Jugend“ und der „Sprache der Reinsten, den Guten verständlich“ spricht er in Der Rhein<sup>8)</sup> — „Ich brauche Deine reinen Töne“ schreibt er<sup>9)</sup> an v. Bohlendorf<sup>10)</sup> in einem Briefe, da er bereits vom Irrsinn berührt ist. Im Hyperion sagt er<sup>11)</sup>: „Nur in kindlicher, einfältiger Beschränkung fand ich noch die reinen Melodien“, ebenda<sup>12)</sup>: „Erhalte dir und mir die reine Freude! Laß sie nachtönen in dir!“ Wenn uns nach diesen Stellen zwar eine Interpretation des reinen Gesanges gegeben wäre, so sieht doch ein jeder, daß in unserer Ode, wo es sich um die Vollendung eines Trauerspiels handelt, die Korrektur des Konzeptes für das Taschenbuch, der reife Gesang, angemessener ist. So viel über die Parzen.

<sup>Abbitte.</sup> In Abbitte wurde 1826 in der ersten Strophe gelesen: „Der geheimern, tiefern Schmerzen des Lebens hast du manche, getrennt von mir“ — doch wohl nur in dem Sinne: Wenn du von mir getrennt bist, hast du manche . . . Schmerzen. Dies ist aber nicht wohl verständlich, wenn man nicht zwischen den Zeilen lesen will (wozu man jedoch nach dem Inhalte der Ode kein Recht hat), daß der Dichter voraussetzt, Diotima liebe ihn. 1843 und in den Ausgaben der folgenden Jahre, auch in der Gesamtausgabe, wurde das Komma vor getrennt weggelassen, wornach man verleitet wurde zu verstehen: du hast manche Schmerzen von mir getrennt — an sich ungewöhnlich, nach dem Gedichte aber ganz unverständlich. Endlich belehrte ein Blick in das Taschenbuch, daß getrennt ein Druckfehler oder eine eigenmächtige Korrektur war für gelernt. Das Komma, das bei „getrennt“ zu setzen ist, bei „gelernt“ aber keine Berechtigung hat (auch das Taschenbuch hat es nicht), läßt fast vermuten, daß getrennt eine Verbesserung der ersten Herausgeber sein sollte, denn getrennt als Druckfehler für gelernt läßt sich begreifen, nicht aber dazu eine eigenmächtige Setzung des Kommas seitens des Druckers. Nur die Ausgabe von '78 hat gelernt, Köstlin bringt fälschlicherweise wieder getrennt und noch dazu ohne Komma.

<sup>Die Heimath.</sup> In Die Heimath möchte Köstlin im ersten Verse lesen: Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strand. Wir haben von dieser Ode (in der erweiterten Form) ein Konzept und daran sich anschließend eine Reinschrift: in beiden schrieb der Dichter Strom, auch das Taschenbuch hat — die unerweiterte Form — Strohm. Strom darf nicht geändert werden. Man

<sup>1)</sup> II, 143. <sup>2)</sup> II, 42. <sup>3)</sup> II, 124. <sup>4)</sup> I, 62. <sup>5)</sup> I, 43. <sup>6)</sup> S. 77. <sup>7)</sup> S. 86. <sup>8)</sup> I, 117. <sup>9)</sup> II, 86. <sup>10)</sup> II, 127 gedruckt Bohlendorf. <sup>11)</sup> S. 34. <sup>12)</sup> S. 68.

könnte an das Einlaufen des Schiffers in den an der Küste mündenden Strom denken, richtiger aber erklärt man, daß die Heimat des Schiffers überhaupt an einem Strome gelegen ist, wie die des Dichters selbst, denn auch er kehrt in unserem Gedichte (Strophe 2 und 3) an seinen heimatischen Strom, den Neckar, zurück (auch deshalb ist in Strophe 1 Strom zu belassen). Auch in Rückkehr in die Heimath<sup>1)</sup> begrüßt er den Strom. Nach der 4. Strophe ist ferner mit der 1. Ausgabe Komma zu setzen; die Gesamtausgabe und alle folgenden, auch Köstlin, setzen mit Unrecht ein Punktum, da doch die Periode erst mit der Anrede schließt: Ihr treu geblieb'nen! Mit Aber (jetzt: aber) hat ein neuer Satz zu beginnen. Übrigens haben weder Konzept noch Reinschrift die auf dem Denkmale in Homburg stehenden heutigen Schlüßworte: Ein Sohn der Erde Bin ich, zu lieben gemacht, zu leiden. Die Reinschrift hat dafür: — bis mit der theuren Habe das friedliche Land mich aufnimmt.

So viel über die Gedichte des Taschenbuchs von 1799. In demselben Taschenbuche für das folgende Jahr finden sich folgende Dichtungen Hölderlins: Emilie, S. 1<sup>2)</sup>, Diotima (gereimt), S. 114<sup>3)</sup>, Menschenbeifall (mit Hillmar unterschrieben), S. 131<sup>4)</sup>, Die Launischen, S. 148<sup>5)</sup>, Der Tod fürs Vaterland, S. 204<sup>6)</sup>, Stimme des Volks, S. 205<sup>7)</sup>, Sonnenuntergang, S. 245<sup>8)</sup>, Der Zeitgeist, S. 246<sup>9)</sup>, An die scheinheiligen Dichter, S. 280<sup>10)</sup>.

Was die Dichtung Emilie vor ihrem Brauttag betrifft, so sagt von ihr F. Scherr in seiner allgemeinen Geschichte der Litteratur (II<sup>5)</sup>, S. 252): „In seiner Emilie hat Hölderlin eine poetische Erzählung geschaffen, die ganz eigentümlich in unserer Litteratur dasteht“. F. G. Fischer ferner spendet ihr in seiner Rede zur Einweihung des Denkmals in Homburg (bei Kellner abgedruckt) folgendes Lob: „In wie reichem Maße verdient die durch und durch edle und hohe Dichtung die Benennung klassisch! Sollte man nicht jedem Jünglinge und jeder Jungfrau, die vor diesem entscheidenden Schritte der Wahl stehen, diese goldenen Gesänge an das Herz legen zur Probe ihrer Empfindungsreise?“ Und doch bekennt der Dichter, daß er das Gedicht in „Eilsfertigkeit“ geschrieben<sup>11)</sup> — wiewohl, so „flüchtig“ er diesen „Versuch“ geschrieben, so sei er sich doch bewußt, „weniges ohne dramatischen oder allgemein poetischen Grund“ gesagt zu haben. Auch in einem Briefe vom 4. Dezember dieses Jahres an denselben<sup>1)</sup> sagt er, die Emilie sei „leichtfüßig genug hingeworfen aus Nothwendigkeit und Dienstfertigkeit“. Um diese letztere Bemerkung zu verstehen, bedenke man, daß der Verleger des Taschenbuchs, Steinkopf, da er eine in Aussicht genommene Zeitschrift (Zduna) vom Dichter in Verlag nehmen wollte, von diesem eine größere Arbeit verlangt hatte, um ihn dem Publikum bekannter zu machen. Wenn die Raschheit der Abfassung dem Schwunge und einheitlichen Tone zu gute gekommen ist, so sind doch leise nachtheilige Spuren andererseits im sprachlichen Ausdrucke und der Periodisierung zurückgeblieben. Jetzt einige kritische Bemerkungen! Vorher erwähne ich, daß die jetzige Interpunktion des Gedichtes — es ist die von 1826 — mehrfach und zwar nicht immer als verbessert von der des ersten Druckes abweicht. Da die Verse bis jetzt in keiner Ausgabe mit Zahlen versehen wurden, so zitiere ich nach der Seitenzahl der Gesamtausgabe. Im 5. Verse Seite 65 war im Taschenbuche und den Ausgaben von 1826 und '43 richtig gedruckt worden überschattet; die Gesamtausgabe führte fälschlicherweise das Präsens überschattet ein, was sich seitdem in allen Ausgaben, auch bei Köstlin, mit Ausnahme in der von 1878 erhalten hat. — S. 66 Vers 10 v. u. könnte das Neutrum in den Worten: „dann möcht' ich wohl den Segen . . . Mit einem, das ich liebte, gerne theilen“ auffallen, da an eine Person — den gefallenen Bruder — zu denken ist. Das Neutrum ist hier einem eigentümlichen Sprachgebrauche des Dichters angemessen. Derselbe wäre in einem besonderen Aufsatze zu behandeln. Ich führe nur einige Beispiele aus unserem Gedichte selbst an: S. 73, Vers 6 v. o.: Verloren (sollte sein) an Fremdes mir die Seele — ebenda, Vers 11 v. u.: Uns opfernd hinzugeben für ein Anders — S. 74, Vers 7 v. o.: es ist ein Anders, was ich liebe. — Auf derselben Seite ist Vers 8 v. u. denkst mit großem Anfangscharakter zu schreiben und vorher ein Gedankenstrich zu setzen. „Mein Eduard! mein

<sup>1)</sup> I, 54. <sup>2)</sup> I, 65. <sup>3)</sup> I, 16. <sup>4)</sup> I, 28. <sup>5)</sup> I, 31. <sup>6)</sup> I, 32. <sup>7)</sup> I, 28. <sup>8)</sup> I, 27. <sup>9)</sup> I, 31. <sup>10)</sup> I, 30.  
<sup>11)</sup> Brief an Neuffer vom 3. Juli '99 — Begleitbrief für das an den Herausgeber des Taschenbuchs an diesem Tage überschidte Gedicht, II, 125. <sup>12)</sup> II, 128.

Bruder!" ist Ausruf, mit den folgenden Worten aber: „denkst Du sein" wird Klara angeredet. — S. 67 Vers 11 v. o. haben alle Ausgaben: „Nie war er schöner kühn, die Seele glänzt' Ihm auf der Stirne" — doch schreibt die Ausgabe von 1878 mit dem Taschenbuche: Nie war er schöner, kühn, die Seele u. s. w. Es muß wohl heißen: Nie war er schöner, kühn die Seele glänzt' Ihm auf der Stirne — oder ist es der dichterischen Sprache angemessener, mit den ersten Herausgebern „schöner kühn" begrifflich zusammen und schöner als Adverb zu fassen? — Im übernächsten Verse steht in allen Ausgaben nach empfangen ungeschickt ein Ausrufezeichen, es ist dafür mit dem Taschenbuche Komma zu setzen. — Vers 3 v. u. auf derselben Seite will Köstlin durch Monitum im Druckfehlerverzeichnis ein Komma gesetzt wissen. Das Taschenbuch schon hatte richtig Komma, auch die Ausgabe von 1843; der Punkt hat sich durch die erste Ausgabe eingeschlichen. Richtiger noch setzt die Ausgabe von '78 einen Gedankenstrich. — S. 70 B. 9 v. o. haben die neueren Ausgaben nach dem Taschenbuche wieder ihn hergestellt; in der 1. u. 2. Auflage der Gedichte nämlich war — nicht benötigter Weise — ihm gedruckt worden. — Es folgt ein neues Beispiel dafür, mit welcher Sorgfalt Ausgaben deutscher Klassiker gemacht werden. S. 72 nämlich fehlte nach Zeile 14 ein ganzer Vers in allen Ausgaben bis zu den beiden letzten von '78 und '84. Die Schuld davon trifft die erste Ausgabe: mit Zeile 14 endigte in derselben die Seite (96) und so konnte ein Überspringen des nächsten Verses mit der folgenden Seite leichter verbrochen werden. Aber der Sinn! Es hieß mit Weglassung des betreffenden Verses: „Derselbe war's und nicht derselbe! Stolz und groß, Und Aug' und Stirn' und Locke; schärfer blickt' Er nur —". Ruhig war meines Wissens diese Sinnlosigkeit Jahrzehnte lang hingegenommen worden. — Auf derselben Seite ist Vers 8 v. u. nach noch Komma beizubehalten (im Taschenbuche, 1826, '43, '74, '78 und bei Reclam, nicht bei Schwab '46 und bei Köstlin). — S. 74 hat das Taschenbuch im ersten Verse nach für noch, letzteres wird in allen Ausgaben mit Ausnahme der von '78 gelesen. Beides ist möglich, noch erscheint allerdings angemessener, doch hat man sich in solchen zweifelhaften Fällen nach dem ersten Drucke zu richten. — Auf derselben Seite B. 6 ist mit dem Taschenbuche und ebenfalls der genannten Ausgabe eitlem für einem zu lesen. Letzteres ist Druckfehler von 1826. Endlich fehlt auf eben dieser Seite in B. 12 v. u. in allen Ausgaben das Wort endlich, was aus dem Taschenbuche einzufügen ist. Wir lesen durch den unerklärlichen Ausfall dieses Wortes heute noch in allen Ausgaben an dieser Stelle einen Vierfüßler. — Auf S. 76 ist der 7. Vers v. o. in allen Ausgaben und auch im ersten Drucke für uns unverständlich; es ist unbegreiflich, daß die Herausgeber nie daran gedacht haben, denselben für uns genießbar zu machen. Wir stoßen uns heute an das vor des Verses. Bekanntlich waren zur Zeit des Taschenbuchs (wie auch aus den Texten von Schiller und Goethe noch ersichtlich) für und vor noch nicht allgemein geschieden: für für gebrauchte man noch das ältere vor in gleichem Sinne. Daß an unserer Stelle vor gleich ist dem heutigen für, geht sowohl aus dem Sinne der Stelle als auch daraus hervor, daß im Taschenbuche an einer anderen Stelle desselben Gedichtes — bei Schwab S. 82 B. 12 v. u. — steht: „Und zürnst Du . . . daß ich erst Vor mich den edlen Gast behalten wollt'?" — wofür schon die ersten Herausgeber der Gedichte für einsetzten. Sodann ist an unserer Stelle mit dem Taschenbuche Wohlmeinend zu schreiben für Wohl meinend, wie bis jetzt alle Ausgaben haben. — S. 77 B. 9 v. o. steht das unsinnige: „Was mein' ich denn, du Gute?" in allen Ausgaben von 1826—'74, bis endlich '78 mit dem Taschenbuche gedruckt wurde: „Was wein' ich denn?" Köstlin nimmt den alten Fehler wieder auf. — S. 83 B. 2 v. o. hat das Taschenbuch richtig erhoben sich; alle Ausgaben außer wiederum der von '78 haben — Druckfehler der 1. Ausgabe der Gedichte — fälschlich das Präsens erheben. — Endlich haben S. 84 B. 9 v. o. die ersten Ausgaben falsch nach enteilt ein Punktum, das — richtige — Kolon des Taschenbuchs haben Reclam und Cotta '74 u. '78; Köstlin setzt Komma. So viel genüge an dieser Stelle über die Emilie.

Diotima  
(gereimt).

Das gereimte Gedicht Diotima ist in der älteren Form<sup>1)</sup>, welcher Köstlin den Vorzug giebt<sup>2)</sup>, am Ende des Winters 1796<sup>3)</sup> gedichtet<sup>4)</sup>, da Hölderlin die Frau Gontard seit Januar kannte. Am 24. Juli desselben Jahres schickte es der Dichter mit anderen Gedichten an Schiller

<sup>1)</sup> II, 218. <sup>2)</sup> Einl. zu seiner Ausgabe S. L. <sup>3)</sup> nicht wie Schwab anmerkt '97. <sup>4)</sup> II, 117.

zur Aufnahme in dessen *Musen Almanach*<sup>1)</sup>). Schiller antwortet erst den 24. November, nachdem vorher, den 20. November, Hölderlin um Rückgabe des Manuskripts, „des einzigen, das er habe“, gebeten<sup>2)</sup>). Die Gedichte seien für den Almanach zu spät gekommen, schreibt Schiller; dabei tadelt er die Weitschweifigkeit unseres Gedichts, behält aber das Manuskript noch zurück, „um einige Anmerkungen beizuschreiben“. Indessen scheint er dasselbe doch bald zurückgeschickt zu haben, worauf Hölderlin das Gedicht Ende '96 oder Anfang '97 verkürzte<sup>3)</sup> und den 16. Februar '97 an Neuffer schickte<sup>4)</sup>, von dem er es am 10. Juli zurückverlangt<sup>5)</sup>, weil er es „für Schillers bestimmt habe“. An Schiller nun wird diese verkürzte Form geschickt mit dem schon erwähnten Briefe ohne Datum<sup>6)</sup>. Derselbe ließ es jedoch auch in dieser Form nicht abdrucken.

Ich erwähne gleich im Voraus, daß W. S. Teuffel in einem in Stuttgart am 10. März 1866 gehaltenen Vortrage: *Zur Vergleichung antiker und moderner Lyrik*<sup>7)</sup> die 2. Strophe der jüngeren Form unseres Gedichtes, des „unvergleichlich schönen Liedes“, in folgender Gestalt anführt:

Diotima, edles Leben,  
Schwester, heilig mir verwandt,  
Th' ich Dir die Hand gegeben,  
Hab ich lange Dich gefannt.  
Damals schon als ich in Träumen  
Sanft umspielt vom goldnen Tag,  
Unter meines Gartens Bäumen  
Ein zufriedner Knabe lag;  
Da in leiser Lust und Schöne  
Meines Lebens Mai begann,  
Süßelte wie Zephyrtöne,  
Göttliche, Dein Hauch mich an.

Die gesperrt gedruckten Stellen in dieser Strophe bezeichnen Abweichungen, welche nirgends in unseren Texten vorhanden sind, weder in der jüngeren noch in der älteren Form des Gedichts. Woher also stammen sie? Oder soll man annehmen, daß auch Teuffel den Dichter korrigiert? Ich finde ferner in den Papieren weder für die eine noch für die andere Form ein Manuskript, doch behauptet Chr. Schwab<sup>8)</sup>, aus den korrigierten Manuskripten gehe hervor, daß die von ihm II, 218 abgedruckte Bearbeitung die ältere sei. Auch die ersten Herausgeber scheinen für die spätere Form (die frühere ließen sie nicht mit abdrucken) ein Manuskript eingesehen zu haben, denn ihr Text, der bis heute festgehalten wird (mit Ausnahme von hinunterschaut für herunter-schaut in der Schlusstrophe) stimmt mit dem des Taschenbuches in folgenden Stellen nicht überein: in der zweiten Strophe steht in letzterem für Dein Hauch Dein Geist, in der vierten Strophe für Freundschaft Freude<sup>9)</sup>, in der sechsten Strophe für heiligholdes Angesicht seligholdes Angesicht, in der letzten Strophe endlich für: Steigend an des Himmels Bogen klar und still hinunterschaut Steigend von des Himmels Bogen klar und still herunter-schaut. Gründen sich also diese Abweichungen schon in der ersten Ausgabe vom ersten Druck auf ein Manuskript? Woher weiß ferner Chr. Schwab, daß unser Gedicht ursprünglich Athenäa überschrieben gewesen<sup>10)</sup>? In der vierten Strophe stört in allen Ausgaben die unrichtige Interpunktion in den Worten:

Von den Himmlischen dort oben,  
— — — — —  
Scheinst Du mir herabgestiegen,  
Götterbotin! weiltest Du  
Nun in göttigem Genügen  
Bei dem Säng' er immerzu!

Entweder nämlich ist mit dem Taschenbuche nach herabgestiegen ein Punktum zu setzen oder es ist ein neuer Satz mit „weiltest Du“ zu beginnen und dieses Wort mit großem Anfangscharakter zu schreiben.

<sup>1)</sup> II, 138. <sup>2)</sup> II, 139, 140. <sup>3)</sup> I, 16. <sup>4)</sup> II, 117. <sup>5)</sup> II, 119. <sup>6)</sup> II, 141. <sup>7)</sup> gedruckt in der deutschen Vierteljahrschrift desj. Jahres, Heft III, S. 278. <sup>8)</sup> Vorwort XI. <sup>9)</sup> Köstlin am Schluß seiner Ausgabe: „es ist wohl Freude zu lesen“ — wozu diese Bemerkung? Freude ist ja durch den ersten Druck gegeben; derselbe will im nächsten Verse eben dieser Strophe für Alters Alters lesen — nicht nötig, außer es fordern Urkunden diese Änderung, wovon mir nichts bekannt. <sup>10)</sup> II, 287.

Der Tod für's  
Vaterland.

Zu der bekannten Ode *Der Tod für's Vaterland* haben wir noch Konzepte. In ihnen findet sich auch der Titel *Die Schlacht*, Köstlin schreibt daher über die Ode: *Die Schlacht oder der Tod für's Vaterland*<sup>1)</sup>. Die erste Ausgabe und alle folgenden, auch die Gesamtausgabe, hatten 5 Strophen, erst die Ausgabe von '78 fügte als Schlußstrophe eine sechste hinzu: Und Siegesboten kommen herab —. Diese Strophe stand schon im Taschenbuche und auch das Konzept hat sie; was also die ersten Herausgeber veranlaßte, sie wegzulassen, ist nicht ersichtlich, da die jetzige Schlußstrophe das Gedicht noch besser abrundet als es die fünfte thun würde. Köstlin endlich fügt aus dem Konzepte (nicht aus dem Taschenbuche) eine Anfangsstrophe hinzu: O Morgenroth der Deutschen, du kommst, o Schlacht! — Da diese Strophe nicht im Taschenbuche steht, so ist der Schluß gerechtfertigt, Hölderlin selbst habe sie nicht für das Druckmanuskript gebilligt und nicht mit abgeschrieben, sie wäre also unter den Text als Anmerkung zu setzen. In der 2. (bei Köstlin 3.) Strophe ist nach dem Konzepte und dem ersten Drucke zu schreiben den Ehrelosen für der Ehrelosen, in der 4. (bei Köstlin 5.) Strophe ist ebenfalls mit dem Manuskripte, dem Taschenbuche und der 1. und 2. Auflage der Gedichte zu lesen *leben für lieben*; erst die Gesamtausgabe bringt *lieben* (Druckfehler? Nicht als solcher im Druckfehlerverzeichnis vermerkt!) und nach ihr haben es die folgenden Ausgaben bis mit Köstlin, nur die von 1878 macht wiederum eine rühmliche Ausnahme. Es ist *leben zu lesen*. Nebenbei bemerke ich, daß diese Ode ins Lateinische übersetzt worden ist von Rud. Künstler im Progr. des Elisabeth-Gymnasiums zu Breslau 1869, S. 31. Falsch übersetzt er die Stelle: *Wie oft im Lichte dürstet' ich euch zu seh'n, Ihr Helden* — mit: *Quam gustii vos cernere lucidos*, denn „im Lichte“ heißt dem Zusammenhange nach im Gegensatz zum Orkus, in den der Kämpfer eingegangen ist, „während meines Lebens, im Lichte der Oberwelt“. Daß bei dieser Erklärung kein Zweifel obwalten kann, ergibt sich auch aus dem Konzepte, wo ursprünglich stand: *Wie oft im Leben dürstet' ich euch zu sehn*. Der Realschuldirektor Leimbach bezieht<sup>2)</sup> das Gedicht auf den damaligen Krieg des Herzogs von Württemberg in der zweiten Koalition gegen Frankreich und bemerkt: Das Kriegsglück hatte sich ganz anders gezeigt als der Dichter es gewünscht und vorausgesagt hatte. Falsch: Auch Hölderlin schwärmte — schon als Seminarist und auch damals noch — für die französischen Republikaner, schreibt er doch sogar an seinen Bruder den 6. August '96 von Kassel aus nach Nürtingen<sup>3)</sup>: „Dir, mein Karl, kann die Nähe eines so ungeheuren Schauspiels wie die Riesenschritte der Republikaner gewähren, die Seele innigst stärken“. Das Gedicht geht vielmehr zurück auf Eindrücke in der Nähe des Schauplatzes der Hermannsschlacht, da der Dichter einen Teil des Sommers '96 im Bade Driburg bei Paderborn mit der Familie Gontard verbrachte<sup>4)</sup>. Wenn der Dichter in der dritten Strophe bittet: *Nehmt mich mit in die Reihen auf* — so ist dies echt dichterische Vergegenwärtigung des Ereignisses — aber gegen Republikaner würde Hölderlin freiwillig niemals gekämpft haben. Auch die Emilie hat zum Hintergrunde jene Gegend, beide Gedichte aber stehen sich zeitlich nahe und wurden zusammen an Neuffer für dessen Almanach geschickt.

Stimme des  
Volks.

Die Stimme des Volks bestand im Taschenbuche aus zwei Strophen<sup>5)</sup>. Chr. Schwab gab zuerst eine „Variation“ davon aus den Manuskripten des Dichters (Konzept und Reinschrift) von 13 Strophen und stellte beide Gedichte neben einander. Köstlin nimmt diese Variation gar nicht auf, sondern giebt dafür neben den beiden Strophen des Taschenbuchs aus der Flora von 1802 eine „Erweiterung“ des Gedichts von 18 Strophen. Er stellt diese Erweiterung an den Schluß der Gedichte überhaupt<sup>6)</sup>, im besonderen an den Schluß derjenigen Dichtungen, die bei ihm unter der Überschrift „Hellas“ zusammengestellt werden. Sie gehöre zu den nicht ganz klaren aber interessanten (so) Gedichten aus der Spätezeit<sup>7)</sup>. Die Erweiterungen bestehen in historischen Beispielen für die „Todeslust der Völker“. Nur die vier ersten Strophen der Erweiterung und der Variation sind gleich. Nicht einheitlicher Weise wird bei Köstlin der zweite Vers der — alcaischen — Strophe von der dritten Strophe ab bei jeder folgenden eingerückt (der

<sup>1)</sup> der Titel rührt so nicht vom Dichter her, daher wenigstens: *Die Schlacht oder Der Tod für's Vaterland*.  
<sup>2)</sup> an der angeführten Stelle S. 54. <sup>3)</sup> II, 33. <sup>4)</sup> „wahrscheinlich nur eine halbe Stunde von dem Thale, wo Hermann die Legionen des Varus schlug“ — II, 35. <sup>5)</sup> I, 28; Köstlin S. 104. <sup>6)</sup> S. 182. <sup>7)</sup> Einleitung LII.

Dichter pflegte die Strophe allerdings so zu schreiben). Das Metrum namentlich des dritten Verses der 13., 14.<sup>1)</sup> und 17. Strophe ist freier behandelt. Die Stimme des Volks bietet in seinen Ausführungen nicht sowohl kritische als vielmehr exegetische Schwierigkeiten. Zur Erörterung derselben ist hier kein Raum.

Auch der Sonnenuntergang hat eine von Chr. Schwab Variation genannte und von demselben zuerst aus dem Konzepte veröffentlichte Erweiterung. Zur Erklärung der Trauer in der dritten Strophe dieser Erweiterung bemerke ich, daß der Dichter ursprünglich im Konzepte schrieb: „Dich lieb' ich, Erde! trauerst du doch um ihn“ — doch strich er und zwar auf Kosten der Deutlichkeit die zwei letzten Worte und setzte dafür „mit mir“. Wir wissen aber nach diesem Einblicke in das Konzept, daß der Dichter die Trauer meint, welche die Erde um den Weggang der Sonne, des „Götterjünglings“, empfindet. In der letzten Strophe schrieb der Dichter ferner für: „so spielen Nebel und Traum' um uns“ ursprünglich „mit uns“: „um uns“ ist überschrieben, „mit uns“ aber nicht gestrichen. Man kann zweifeln, ob nicht „mit uns“ vorzuziehen sei. Im vierten Verse derselben Strophe endlich ist in des Metrums wegen eingesetzt, im Konzepte fehlt es. Bemerkenswert ist übrigens in der zweiten Strophe die Anspielung an diejenigen Homer-Stellen, wo die Götter zu frommen und gerechten Völkern auf Opferschmäuse sich begeben: siehe die Erklärer zu A, 423.

Es sollen einige Bemerkungen über das Ahnenbild<sup>2)</sup> folgen. Wir haben von ihm noch Konzepte und auch eine Reinschrift. Es ist mir nicht bekannt, ob diese Ode vor 1826 schon irgendwo gedruckt stand oder ob dieselbe von den ersten Herausgebern der Gedichte zur genannten Zeit aus den Papieren des Dichters selbst zum ersten Male veröffentlicht wurde. Im Konzepte steht sie (im Foliobuche) nach An Eduard und vor Natur und Kunst, in der Reinschrift dagegen nach dem gefesselten Strom und vor dem blinden Sängere. Ein Schluß auf Abfassungszeit und Reihenfolge der Gedichte könnte bezüglich des Foliobuchs höchstens nur da erlaubt sein, wo sich Konzepte auf demselben Blatte anschließen, da es scheint, als seien die Papiere des Foliobuchs erst später zusammengebunden worden ohne Rücksicht auf zeitliche Reihenfolge der Gedichte. Das Ahnenbild scheint in (den Herbst) 1800 zu fallen, nachdem der Dichter nach Ostern von Homburg v. d. H. in seine — zweite — Heimat Nürtingen zu seiner Mutter und verheirateten Schwester zurückgekehrt war, von wo aus er auch einen Auszug nach seinem Geburtsorte Lauffen machte<sup>3)</sup>. Sicher läßt die lebendige Anschaulichkeit des Gedichtes auf einen bestimmten sinnlichen Eindruck schließen (eine Familienscene bei seinem Schwager?), dem das Gedicht seinen Ursprung verdankt. Aus einer Bemerkung der Tübinger Chronik vom 3. Juli 1881 die Hölzlerlinfeier in Tübingen betreffend geht hervor, daß die in unserer Ode geschilderte Örtlichkeit bestimmt bekannt sein muß<sup>4)</sup>. Unser heutiger Text lehnt sich mehr an das Konzept an denn an die Reinschrift, mit Recht: in der sechsten Strophe z. B. heißt es in der Reinschrift: Darum wohnest Du nun als ein Unsterblicher Bei den Kindern und Leben Wie vom schweigenden Aether kommt — dagegen im Konzepte: . . . Bei den Kindern und Segen Wie aus Wolken des Himmels kommt. In der fünften Strophe ist nach: Doch es wandte sich bald — aus der Reinschrift ein Kolon zu setzen. Zum Verständnis dieser psychologisch feinen Stelle sind übrigens die Varianten des Konzeptes nachzusehen, unter denen sich sogar die Wendung findet: Das Blatt sich gewandt —.

Auf das Ahnenbild folgt in der ersten und allen folgenden Ausgaben außer in der Köstlin'schen<sup>5)</sup> Der blinde Sängere. Köstlin meint<sup>6)</sup>, es scheine ein Sommerlied zu sein (d. h. ein im Sommer gedichtetes Lied) aus dem Jahre 1801. Wir haben von ihm im Foliobuche auf einem neuen Blatte nach Dichtermut ein unausgeführtes Konzept, unter den Reinschriften des Dichters — nicht im Foliobuche — steht es nach dem Ahnenbilde und vor der Bitte (jetzt: An die Hoff-

<sup>1)</sup> in beiden Strophen ist der enneasyllabus zum hypereatalectus in bisyllabum geworden -- genau wie in der sechsten Strophe in An Eduard, wo Chr. Schwab von einem „metrischen Fehler“ in der vierten Zeile (so) der genannten Strophe spricht (II, 306). Da Hölzlerlin sonst diesen Vers nicht so behandelt, so ist anzunehmen, daß beide Gedichte einander zeitlich nahe stehen. <sup>2)</sup> I, 18. <sup>3)</sup> II, 72, 306. <sup>4)</sup> „Lebhafte Freude erregte es, als der Herr Stadtvorstand den anwesenden Gästen Dank der Güte des Herrn Generals von Seeger von dem Weinberge, den Hölzlerlins Vater (Stiefvater God in Nürtingen?) angelegt und von dem Hölzlerlin singt (es folgen die Worte aus unserer Ode: Und am Hügel hinab u. s. w.), stammenden Wein kredenzte mit den Worten Hölzlerlins: Deiner gedenken wir nun, Dein, Und es tönen zum Dank hell die Krystalle Dir.“ <sup>5)</sup> I, 20. <sup>6)</sup> Einl. XLVII.

nung). Da die Reinschrift nicht ganz mit unserem heutigen Texte übereinstimmt, so muß man wohl vermuten, daß es vor der ersten Ausgabe der Gedichte von 1826, bis wohin sich unser heutiger Text verfolgen läßt, noch einen Druck gegeben habe. Und zwar zeigt dieser unser Text die bessere Fassung als die Reinschrift: so lesen wir z. B. in letzterer (Strophe 8 zu 9): „ihm nach tönt ihr, Ihm nach, ihr, meine Saiten“ — jetzt: „ihm nach tönt ihr, Ihr, meiner Seele Saiten“; ferner (Strophe 9) ebenfalls in der Reinschrift: „Wohin er denkt, so muß ich fort und Folge dem Sicherem“ — jetzt: „Wohin er trachtet, so geleit' ich Gerne den Sicherem“ — Das von Chr. Schwab mitgeteilte<sup>1)</sup> irrsinnige Gedicht Chiron, welches im Taschenbuche der Liebe und Freundschaft auf 1805 mit anderen Gedichten derart veröffentlicht wurde<sup>2)</sup>, muß als Erweiterung oder Umarbeitung unseres Gedichtes gelten. Wir haben auch vom Chiron ein Konzept im Foliobuche und zwar vor dem geistig ganz klaren Gedichte Der gefesselte Strom; da noch dazu das erwähnte unausgeführte Konzept zum blinden Sänger, der Grundlage des Chiron, im Foliobuche später folgt, so sieht man hieraus, daß auf die Reihenfolge der Gedichte in diesem Buche gar nichts zu geben ist. Aus dem vorhandenen Konzepte des Chiron ist schwerlich der Druck des Taschenbuchs hergestellt worden: dasselbe hat so viele Korrekturen, daß man aus ihm am Ende ebenso gut ein vernünftiges als ein unvernünftiges Gedicht herauslesen könnte — wer hätte sich damals die Mühe nehmen sollen, ein solches Konzept zu entziffern, noch dazu, wo der Erfolg, ein lesbares Gedicht zu erhalten, von vornherein ein so zweifelhafter ist? Es muß also für das Taschenbuch noch ein Druckmanuskript vorhanden gewesen sein.

Dichtermuth.

Es folgt in allen Ausgaben vor Köstlin Dichtermuth<sup>3)</sup>. Köstlin setzt die Ode in dieselbe Zeit wie den blinden Sänger, Chr. Schwab im besonderen in die Zeit des Aufenthaltes des Dichters in Hauptwil<sup>4)</sup>. Das Konzept derselben bildet im Foliobuche mit dem des gefesselten Stromes ein Blatt, die Reinschrift steht (in Oktav) vor Natur und Kunst und nach Bitte (An die Hoffnung). Das Konzept giebt, obwohl es schwer zu lesen ist, die Grundlage unseres heutigen Textes, nicht die Reinschrift. Nach drum in der ersten Strophe steht zwar im Konzepte das Ausrufezeichen, doch ist besser mit der Reinschrift dafür Komma zu setzen. Daß das Gedicht mit Beziehung auf den Tod des Dichters Ständlin, eines Freundes von Hölderlin, der sich '96 im Rheine ertränkte, verfaßt sei, ist mir nicht wahrscheinlich<sup>5)</sup>. Es finden sich sonst gar keine Andeutungen bei unserem Dichter in den bis jetzt gedruckten Briefen aus der damaligen Zeit über dieses traurige Ereignis, wohl aber Ideen, welche in unserem Gedichte wiederkehren, in Briefen an seinen Bruder<sup>6)</sup>; auch wäre dann das Gedicht schwerlich fünf Jahre nach dem die Veranlassung gebenden Geschehnis verfaßt worden. Die Stimmung ferner, in der die Ode geschrieben wurde, wäre eine geradezu sündhafte gegenüber der traurigen Thatsache eines Selbstmordes und nur erklärbar, wenn Hölderlin einen derartigen Untergang hätte beschönigen wollen. Der Gedanke vielmehr unserer Ode, wornach das Leben des Sängers mit einer gefährlichen Fahrt verglichen wird, ist Hölderlin eigen ohne Beziehung auf einen besonderen Fall, er kehrt z. B. wieder in Unter den Alpen gesungen (Gedicht derselben Periode!), wo ihn der Dichter — sicherlich ohne an einen solchen Tod zu denken, wie ihn St. sich bereitete — auf sich selbst anwendet mit den Worten: „so lange nicht auch mich fort die Fluth nimmt.“ In einem Briefe aber an Neuffer vom 16. Februar '97<sup>7)</sup> heißt es: „Die Woge trug mich fort“ u. s. w. und weiter unten: „Auf dem Bache zu schiffen ist keine Kunst“<sup>8)</sup>.

<sup>1)</sup> II, 337. <sup>2)</sup> II, 313. <sup>3)</sup> I, 22. <sup>4)</sup> II, 307. <sup>5)</sup> Köstlin XLVI. <sup>6)</sup> II, 42 u. 45 — zwei für die Stimmung des Dichters bedeutsame Briefe. <sup>7)</sup> II, 117. <sup>8)</sup> Daß in unserem Gedichte keine Beziehungen zu St.s Tod vorliegen, ergibt sich noch deutlicher aus der Reinschrift, die sich allerdings von der 3. Strophe ab ganz von unserem Texte entfernt. Aus dieser Reinschrift geht meines Erachtens ferner hervor, daß die ursprüngliche Idee unseres Gedichtes die war, mit dem Untertauchen des Phöbus den Weggang oder das Versinken des Sängers zu vergleichen. Die Reinschrift lautet nämlich von der 3. Strophe ab:

Dem, seitdem der Gesang sterblichen Lippen sich  
Friedenathmend entwand, frommend in Leid und Glück  
Unsre Weiße (so) der Menschen  
Herz erfreute, so waren auch

Wir, die Sänger des Volks, gerne bei Lebenden  
Wo sich vieles gesellt, freudig und Jedem hold,

Jedem offen; so ist ja  
Unser Ahne der Sonnengott,

Der den frühlichen Tag Armen und Reichen gönnt,  
Der in stüchtiger Zeit uns, die Vergänglichsten,  
Aufgerichtet an goldnen  
Gängelbänden, wie Kinder, hält.

Es folgt bei Schwab Natur und Kunst<sup>1)</sup>, eine Ode, die Köstlin in die Homburger Zeit <sup>an Eduard</sup> des Dichters<sup>2)</sup> stellen möchte<sup>3)</sup>. Sie ist ebenfalls in Manuskripten vorhanden ohne bemerkenswerte Abweichungen von unserem Texte. Die nächste Ode An unsere Dichter<sup>4)</sup> ist schon besprochen. Es folgt An Eduard (v. Sinclair)<sup>5)</sup>. Nach Schwab<sup>6)</sup> fällt diese Ode in die Homburger Zeit — der Dichter verweilte ja während dieser Zeit bei Sinclair —<sup>7)</sup> und sei in die erste Ausgabe der Gedichte aus den Manuskripten aufgenommen worden<sup>8)</sup>. Da nun aber die jetzige Form der Ode, welche die der genannten Ausgabe ist, weder dem vorhandenen Konzepte noch der Reinschrift durchgängig entspricht, so bleibt die von Schwab behauptete Aufnahme unmittelbar aus den Manuskripten unerklärlich — oder wird jemand eigene Korrekturen der Herausgeber annehmen wollen? Die jetzige Form könnte allerdings als eine Verbesserung auch der Reinschrift angesehen werden. Die Abweichungen von unserem Texte betreffen im besonderen die 4. bis 6. und die 8. bis 10. Strophe<sup>9)</sup>. In der 7. Strophe steht in der ersten Ausgabe und auch noch in der Gesamtausgabe Vers 4: „Spräche mein Feind“, ohne daß Feind als Druckfehler bezeichnet würde. Später findet sich in allen Ausgaben „Freund“ — Konjektur? „Feind“ ist freilich unerträglich, man verlangt wenigstens ein auch hinzu. In der Reinschrift steht Feind und die Stelle heißt: „Richtet (lies richtet!) mein Feind“. Jetzt ist die Stelle klar und Feind notwendig. Die Stelle ist künftig wie in der Reinschrift zu drucken. Ebenso ist der Schluß des ganzen Gedichts künftig nach der Reinschrift herzustellen, namentlich empfiehlt sich das „mit Dir!“ Auf die Erläuterung des Inhalts des schwierigen Gedichts kann ich hier nicht eingehen.

Von der in den Ausgaben vor Köstlin folgenden Ode Der gefesselte Strom<sup>10)</sup> sind <sup>Der gefesselte Strom.</sup> ebenfalls Manuskripte, Konzept und Reinschrift, vorhanden. Man glaubt, der Dichter habe diese Ode während seines Aufenthaltes in Hauptwyl (Winter 1800—1801) gedichtet. Mit ihr sind, nebenbei bemerkt, Fr. L. Stollbergs Felsenstrom und Goethes Mahomets Gesang zu vergleichen. Daß sie in der ersten Ausgabe der Gedichte zum ersten Male veröffentlicht worden sei, ist nicht wahrscheinlich, sie ist vielmehr schon gedruckt gewesen, der erste Vers nämlich der letzten Strophe weicht in unserem heutigen Texte sowohl vom Konzepte als auch der Reinschrift ab; in ersterem heißt er: „Der neue Frühling keimt und es blüht um ihr“ —, in letzterem: „Der Frühling kommt (so); es dämmert das neue Grün“. Woher also unser Text: „Der neue Frühling dämmert, es blüht um ihr“ (näml. um den Strom), wenn nicht noch ein besonderes Druckmanuskript außer den noch vorhandenen Manuskripten angenommen werden soll? Im ersten Verse der vierten Strophe lesen wir (auch bei Köstlin) Zauberer, die erste Ausgabe der Gedichte hat Zauderer und das Wort ist in ihr nicht als Druckfehler vermerkt. Die Reinschrift hat deutlich der Zauderer, das Konzept der Zaudernde mit der Variante der Träumer. Zauberer ist Druckfehler und weniger

Ihn erwartet, auch ihn nimmt, wo die Stunde kömmt,  
Seine purpurne Fluth; sieh! und das edle Licht  
Gehet, kundig des Wandels,  
Gleichgesinnet hinab den Pfad.

So vergehe denn auch, wenn es die Zeit einst ist  
Und dem Geiste sein Recht\*) nirgend gebrieh, so sterb'  
Einst im Ernste des Lebens  
Unsre Freude, doch schönen Tod!

<sup>1)</sup> I, 23. <sup>2)</sup> September '98 — Juni 1800. <sup>3)</sup> Einl. XLI, <sup>4)</sup> I, 24. <sup>5)</sup> ebenda <sup>6)</sup> II, 306. <sup>7)</sup> Köstlin meint, sie sei aus ungewisser Zeit (XLIV). <sup>8)</sup> II, 306, Note. <sup>9)</sup> dieselben lauten in der Reinschrift:

4) Mit Wolken, fäng' ich, tränk' das Gewitter dich,  
Du dunkler Boden, aber mit Blut der Mensch;  
So schweigt, so ruht er, der sein Gleiches  
Droben und drunten umsonst erfragte.

8) Zwar hab ich Dich in Ruhe noch igt; Dich birgt  
Der ernste Wald, es hält das Gebirge Dich  
Das mütterliche noch den edlen  
Bögling in sicherem Arm, die Weisheit

Wo ist der Liebe Zeichen am Tag? wo spricht  
Sich aus das Herz? wo ruhet es endlich, wo  
Wirbs wahr, was uns, bei Nacht und Tag, zu  
Lange der glühende Traum verkündet?

Singt Dir den alten Wiegenesang, sie webt  
Uns Ang' ihr heilig Dunkel, doch sieh! es stammt  
Aus fernstöhnendem Gewölk die  
Mahnende Flamme des Zeitengottes.

Hier, wo die Opfer fallen, ihr Lieben, hier!\*\*)  
Und schon tritt hin der festliche Zug! schon blickt  
(Das weitere wie unser Text).

Es regt sein Sturm die Schwingen Dir auf, Dich ruft,  
Dich nimmt der Herr der Helden hinauf; o nimm  
Mich Du! mit Dir! und bringe sie dem  
Lächelnden Gotte, die leichte Beute!

<sup>10)</sup> I, 26.

\*) vergl. An die Parzen. \*\*) leht (unser Text) ist beide Male ausgestrichen, ebenso Freunde.

passend. Zauderer ist auch zu stützen durch das Gedicht aus der Periode des Irrsinn (Sany med<sup>1)</sup>) dem unser Gedicht zu Grunde liegt, wo es heißt: „nun, nun eilt er, Der Linkische, der spotte der Schlacken nun“, ferner die folgende Stelle aus dem Empedokles<sup>2)</sup>: „ist doch Das Bleiben gleich dem Strome, den der Frost Gefesselt. Thöricht Wesen! schläft und hält Der heil'ge Lebensgeist denn irgendwo, Daß Du ihn binden möchtest, Du den Freien? Es ängstiget der immerfreudige Dir niemals in Gefängnissen sich ab Und zaudert hoffnungslos auf seiner Stelle —“. Für Zauberer spräche allenfalls die Stelle aus Der Rhein<sup>3)</sup>: „wie der Blitz muß er (der Strom) die Erde spalten, und wie Bezauberte fliehn Die Wälder ihm nach und zusammensinkend die Berge“.

Gesang der Deutschen.

Die Ode Gesang der Deutschen<sup>4)</sup> wurde von Chr. Schwab zuerst aus dem vorhandenen Konzepte in der Gesamtausgabe 1846 veröffentlicht. Ein dabei untergelaufenes „kleines“ Versehen berichtigt der Herausgeber in dem erwähnten Aufsatze in Westermanns Monatsheften September 1871, S. 662. Die letzten fünf Strophen nämlich der Ode scheinen ihm in diesem Aufsatze den Schluß des Gedichts An die Prinzessin Auguste von Hessen-Homburg<sup>5)</sup> zu bilden. Diese Konjektur wird zur Gewißheit einerseits durch den Inhalt dieser Strophen (wenn auch die drei letzten an Unklarheit leiden), andererseits mehr noch durch den äußeren Umstand, daß — wenn auch ohne Überschrift — auf der vierten Seite des Foliobogens, auf welchem der Gesang der Deutschen steht, das Gedicht an die Prinzessin geschrieben steht und zwar in derselben blässerem Tinte, in welcher die Strophen 16 und folgende unserer Ode (die unechten Strophen) auf der dritten Seite des Bogens geschrieben sind. Hölderlin benutzte also den leeren Raum nach dem Gesange der Deutschen, um rückwärts umwendend die Schlusstrophen des von ihm auf der neuen Seite begonnenen Gedichtes an die Prinzessin hinzuzuschreiben. Trotzdem also Schwab diesen Irrtum im Jahre 1871 berichtigte und 1874 die fraglichen Strophen wegließ (so auch Köstlin — beide jedoch ohne sie dem Gedichte an die Prinzessin zuzusehen), stehen dieselben in der Ausgabe von 1878 doch wiederum an der alten falschen Stelle! Es ist doch etwas Schönes um die Sorgfalt, mit der die Deutschen fremde Klassiker herausgeben, nicht aber ihre eigenen! In Strophe 13 hat Schwab Schöne beibehalten, im Konzepte ist es gestrichen und dafür Adel gesetzt, letzteres ist demnach künftig aufzunehmen; in der 7. Strophe ist dem sinnende überschrieben göttliche, doch ist ersteres nicht gestrichen und Schwab hat sich dafür entschieden: sonst läßt man in der Regel das übergeschriebene Wort gelten, da man annimmt, der Schreibende habe sich damit verbessern wollen. Das Gedicht gehört in die Homburger Zeit.

An die Hoffnung.

Die beiden bei Schwab folgenden Oden Des Morgens und Abendphantasie<sup>6)</sup> wurden im brittischen Damentalender für 1800 zuerst veröffentlicht<sup>7)</sup>. Von ersterer haben wir eine Reinschrift. Dasselbe ist der Fall von der folgenden Ode An die Hoffnung<sup>8)</sup>. Über sie schrieb Hölderlin in der Reinschrift Bitte, doch hat die Reinschrift noch folgende von anderer Hand herrührende Bemerkung: „An die Hoffnung. Taschenbuch der Liebe und Freundschaft 1805“. Es ergibt sich hieraus, daß die Ode im genannten Taschenbuche allerdings diese ohne Zweifel vom Dichter selbst geänderte Überschrift gehabt hat. Köstlin glaubt, daß in der letzten Strophe derselben für „Schrecke mit anderem nur das Herz mir“ vielleicht zu lesen sei „... nicht das Herz mir“. Aber nur steht im Taschenbuche und in allen Ausgaben — und das Manuskript? Auch hier ist nur deutlich zu lesen für das durchstrichene dann. Vielleicht hatte Hölderlin folgenden Gedanken: Darfst Du mir, Hoffnung, kein sterblich Glück verheißen, dann schrecke mit anderem nur mein Herz, d. h. laß es den bloßen Schrecken empfinden (mit dem Schrecken davon kommen). Schwerlich soll das nur (wie man allerdings aus dem ursprünglichen dann schließen möchte) heißen: nur zu (d/ beim Imperativ).

Mein Eigentum.

Die folgende Ode Mein Eigentum<sup>9)</sup> fehlt in der letzten Ausgabe der Gedichte bei Cotta (warum?), dagegen wurde sie in die ausgewählten Werke 1874 aufgenommen. Schwab veröffentlichte sie zuerst 1846 aus dem Konzepte. Was ihre Entstehungszeit anbetrifft, so stellt sie Köstlin unter die Gedichte, die wahrscheinlichweise Hölderlin in seiner Heimat nach der Rückkehr von Homburg verfaßt habe<sup>10)</sup>. Im 2. Verse der 1. Strophe heißt es: „Geläutert ist

<sup>1)</sup> H, 340. <sup>2)</sup> I, 190. <sup>3)</sup> I, 119. <sup>4)</sup> I, 33. <sup>5)</sup> I, 62. <sup>6)</sup> I, 36. <sup>7)</sup> I, Vorwort VII. <sup>8)</sup> I, 37. <sup>9)</sup> I, 38. <sup>10)</sup> Einleitung XLIV.

die Traub'". Benötigt dieser Ausdruck im Sinne Leimbachs und Genossen, so viele ihrer Erläuterungen zu deutschen Klassikern drucken lassen, erläutert zu werden? Nein, denn „geläutert“ bedeutet, wie jeder Leser, auch derjenige, der nicht in einer Weinbau treibenden Gegend wohnt, erkennt, lauter, durchsichtig geworden und es wird damit die Reife der Traube angedeutet. Unnötig wäre es, hier eine schulmeisterliche Erläuterung zu geben etwa in folgender Art: Wir haben hier einen önologischen Terminus, der dem Dichter geläufig war, da er einer Weinbauenden Gegend angehört und das Gedicht in einer solchen geschrieben wurde. Die Zeit des Läuterns geht der der Weiche vorher und die Trauben, die weißen, dürfen zur Zeit der Läuterung kein schönes Aussehen haben, wenn es eine gute Fehung geben soll, sie müssen vielmehr von bläulich-grüner Farbe sein; bleiben sie grün, so giebt es eine weniger gute Kreszenz. „Geläutert“ ist die Traube heißt also: die eben geschilderte Zeit ist vorüber, die Traube ist in die Zeit der Weiche getreten. — In der 5. Strophe will Köstlin für frommes Leben frohes Leben lesen. Mit Unrecht: „fromm“ ist im Manuskripte deutlich zu lesen und gut hölderlinisch. Das „fromme Leben“ fällt in jene Zeit, von der er in Achill<sup>1)</sup> sagt: „Ach! und innig und fromm liebt' ich dich, heiliges Licht“; gemeint ist die „heilige“ Jugend, wie sie in ihrem Entzücken über die Natur Empedokles schildert<sup>2)</sup>. Das Wort fromm wird überhaupt von Hölderlin in eigenen Wendungen gebraucht, ich erinnere an den frommen Abend<sup>3)</sup>, Platos frommen Garten<sup>4)</sup>, den frommen Dank<sup>5)</sup>, die frommen Bitten<sup>6)</sup>, die fromme Ruhe<sup>7)</sup>, den fromme Gesang<sup>8)</sup>, die frommen Hände<sup>9)</sup> u. s. w. Vergleiche für unsere Stelle noch: „... wo auf sonnigen Ebenen Edles Korn und der Obstwald reift, da kränzen am Feste Gerne die Frommen sich auch“<sup>10)</sup>, Empedokles aber sagt zum Priester<sup>11)</sup>, kein frommes Herz habe schon, als er noch ein Knabe gewesen, die Allverderber gemieden, gefangen an Sonn' und Aether.

Auch vom nächsten Gedichte Der Winter<sup>12)</sup> haben wir ein Konzept. Es gehört das Gedicht wohl in den Winter in Hauptwyl. Ein Abdruck vor 1826 ist mir nicht bekannt. Nach dem vorhandenen Manuskripte wäre in Strophe 5 für das lakophonische „der Fels fällt“ zu lesen „der Fels rollt“, denn ersteres ist im Manuskripte nicht zu entdecken. Auch die „ungelehr'ten Geniusträfte“ der letzten Strophe sind im Konzepte nicht vorhanden. Es sind darunter die Naturgewalten zu verstehen, sofern sie ihren Weg gehen ohne Rücksicht auf den Willen des Menschen, vor allem der dem Dichter verhasste Boreas (Strophe 3). Im Konzepte findet sich unter den Varianten: „... und wenn Sie alle feindlich würden, die uns Nähren, die gütigen Kräfte, die Liebe bleibt“.

Die bei Schwab folgenden Gedichte sind zum Teil besprochen. Einige Worte sind hinzuzufügen über die Rückkehr in die Heimath<sup>13)</sup>. Köstlin setzt diese Ode in das Jahr 1800, Schwab in das folgende. Nach letzterem soll das Gedicht die Empfindungen ausdrücken, die der Dichter hatte, als er im April des genannten Jahres von Hauptwyl in seine Heimat zurückkehrte<sup>14)</sup>. Woher Köstlin weiß, daß das Gedicht zuerst 1801 erschienen<sup>15)</sup>, ist mir unbekannt. Ist dies richtig, so muß es allerdings mindestens im Jahre zuvor geschrieben sein, da es jedenfalls in einer Sammlung erschien, die vorbereitet werden mußte. Ist nun das Gedicht 1800 geschrieben, so bezieht es sich auf des Dichters Rückkehr aus Homburg nach Nürtingen im Juni<sup>16)</sup> des genannten Jahres. Leimbach im besonderen glaubt, daß das Gedicht sich auf die genannte Heimkehr beziehen müsse deswegen, weil der Dichter die milden Lüfte als Boten Italiens nur dann begrüßen könne, wenn er von Norden her heimkehrend gedacht werde. Dieser Grund ist jedoch nicht durchschlagend: aus anderen Stellen geht hervor, daß die Bezeichnung der milden Lüfte als Boten Italiens eine allgemeine und Hölderlin eigentümliche auch sonst ist, da er nicht von Norden her kommend sie begrüßt. „Italiens Lüfte“ gelten Hölderlin überhaupt als warme Lüfte. „Mit ihm (dem Neckar, dem Heimatsflusse des Dichters) kommen Italiens Lüfte“ heißt es in der Herbstfeier<sup>17)</sup>. Man vergleiche auch die Stelle im Wanderer<sup>18)</sup>, wo der Dichter heimkehrend sagt: „Und es wehen wie einst zärtliche Lüfte mich an“. Ich bemerke hierbei, daß Hölderlin das

<sup>1)</sup> I, 90. <sup>2)</sup> I, 141. <sup>3)</sup> I, 66. <sup>4)</sup> I, 31. <sup>5)</sup> I, 71. <sup>6)</sup> I, 94. <sup>7)</sup> I, 190. <sup>8)</sup> I, 90, 110. <sup>9)</sup> I, 108. <sup>10)</sup> I, 111. <sup>11)</sup> I, 147. <sup>12)</sup> I, 40. <sup>13)</sup> I, 54. <sup>14)</sup> II, 307. <sup>15)</sup> Inhalt I. <sup>16)</sup> nicht im Spätherbste, wie Leimbach meint (S. 53). <sup>17)</sup> I, 97. <sup>18)</sup> I, 100.

Rückkehr in die Heimath.

Bild von den Boten liebt und häufig anwendet, im besonderen nennt er die Lüfte öfters Boten. „Nie täuschten mich Deine Boten, die Lüfte“, sagt er im blinden Sänger<sup>1)</sup>, „Schon kommt der traute Bote meiner Nacht, der Abendwind zu mir“, sagt Empedokles<sup>2)</sup>, Die „Liebesboten, welche der Vater schickt, kennst Du die lebenathmenden Lüfte nicht?“ fragt der Dichter im gefesselten Strom<sup>3)</sup>. Andere Übertragungen desselben Begriffes erwähne ich hier nicht. Ich glaube allerdings auch, daß unser Gedicht aus Anlaß der Heimkehr aus Hessen geschrieben wurde. Der innere Grund liegt in der Stimmung des Liedes: Der Dichter war in diesem Jahre 30 Jahr alt geworden („Lebt wohl denn, Jugendtage“), hinter ihm verloren lag seine Liebe („hin ist Jugend und Lieb' und Glück“); der äußere zwingende Grund liegt darin, daß er die Heimkehr aus der Schweiz in einem anderen größeren Gedichte besungen hat, das Köstlin zuerst veröffentlichte<sup>4)</sup> — ein Grund, den allerdings Leimbach nicht wissen konnte (Schwab dagegen wußte wohl um dieses Manuskript). Nebenbei bemerke ich, daß das Bild der ersten Strophe: „Ihr wogenden Gebirg“ (Empedokles<sup>5)</sup>: „Und sieht über die wogenden Hügel hinab ins freie Meer“ später bei Lenau wiederkehrt in der Wurminger Kapelle: „Luftig, wie ein leichter Kahn Auf des Hügels grüner Welle u. s. w.“

Unter  
den Alpen  
gesungen.

Das folgende Gedicht Unter den Alpen gesungen<sup>6)</sup> fällt, wie schon aus der Überschrift zu schließen, in den Schweizeraufenthalt. Köstlin möchte es in das Jahr 1800 setzen: zu früh, denn nicht einmal im Dezember dieses Jahres war der Dichter schon in der Schweiz. In diesem Monate nämlich schreibt er an seine Schwester<sup>7)</sup>, er wolle die Feiertage bei ihr und seiner Mutter (in Nürtingen) wenigstens zum Teil zubringen; sodann schreibt er von Nürtingen aus an seinen Bruder<sup>8)</sup>, er wolle sich noch ein paar Tage in Stuttgart aufhalten, endlich von da wieder an die Seinigen<sup>9)</sup> und erwähnt eine Verzögerung. Offenbar sollte er die Hofmeisterstelle in Hauptwyl vom 1. Januar 1801 an übernehmen. In der 5. Strophe unseres Gedichts war bis zur Ausgabe von 1878 die Interpunktion sehr mangelhaft, im besonderen fehlte nach Zeit ein Satzzeichen. In der zweiten Strophe würden die Worte von denn ab bis zum Schlusse der Strophe besser in Gedankenstriche eingeschlossen, die Worte bilden offenbar eine Parenthese. Die Ode ist an die Unschuld gerichtet, 1801 (ohne näheres Datum) schreibt er an seinen Bruder<sup>10)</sup>: „Hier in dieser Unschuld des Lebens . . . soll mir es auch endlich leichter von der Brust gehen“.

Doch ich eile zum Schluß, da ich den mir gegönnten Raum in Anspruch genommen habe. Manuskripte haben wir noch von folgenden Oden: Der Mensch<sup>11)</sup>, An die Deutschen<sup>12)</sup>, Palinode<sup>13)</sup>, An die Prinzessin Auguste von Hessen-Homburg (Reinschrift ohne Titel<sup>14)</sup>, Abschiedsworte<sup>15)</sup>, An die Prinzessin A.<sup>16)</sup>. Bei den Abschiedsworten fehlt im Konzepte der Zusatz An Diotima. Aus folgenden Schlussworten des Konzepts ließe sich die jetzt als unvollendet bezeichnete Strophe ergänzen:

. . . hier woZam einsamen  
Scheidewege der Schmerz mich,  
Mich der tödende niederwirft.

Weiteres an einer anderen Stelle.

<sup>1)</sup> I, 20. <sup>2)</sup> I, 190. <sup>3)</sup> I, 26. <sup>4)</sup> S. 131. <sup>5)</sup> I, 193. <sup>6)</sup> I, 56. <sup>7)</sup> II, 75. <sup>8)</sup> II, 76. <sup>9)</sup> 78. <sup>10)</sup> II, 82. <sup>11)</sup> I, 57. <sup>12)</sup> Ausführung, I, 60. <sup>13)</sup> I, 62. <sup>14)</sup> ebenda. <sup>15)</sup> I, 63. <sup>16)</sup> I, 64: Auguste falsch konjiziert für Amalie von Anhalt-Desjard, siehe Köstlin Einleitung I u. XI.

Bild von den Boten liebt und häufig  
 „Nie täuschten mich Deine Boten, die  
 traute Bote meiner Nacht, der Abend  
 der Vater schickt, kennst Du die lebenath  
 Andere Übertragungen desselben Begrif  
 daß unser Gedicht aus Anlaß der Hei  
 liegt in der Stimmung des Liedes: I  
 („Lebt wohl denn, Jugendtage“), hinte  
 und Glück“); der äußere zwingende  
 in einem anderen größeren Gedichte  
 Grund, den allerdings Leimbach nicht  
 Manuskript). Nebenbei bemerke ich, da  
 (Empedokles<sup>2)</sup>): „Und sieht über die w  
 wiederkehrt in der Wurminger Kape  
 Welle u. s. w.

Unter  
 den selben  
 gelungen.

Das folgende Gedicht Unter d  
 zu schließen, in den Schweizeraufentho  
 denn nicht einmal im Dezember dieses  
 Monate nämlich schreibt er an seine G  
 (in Nürtingen) wenigstens zum Teil z  
 Bruder<sup>8)</sup>, er wolle sich noch ein paar  
 die Seinigen<sup>9)</sup> und erwähnt eine B  
 Hauptwyl vom 1. Januar 1801 an i  
 zur Ausgabe von 1878 die Interpunkt  
 Satzzeichen. In der zweiten Strophe  
 Strophe besser in Gedankenstriche eing  
 Ode ist an die Unschuld gerichtet, 180  
 „Hier in dieser Unschuld des Lebens

Doch ich eile zum Schluß, da i  
 Manuskripte haben wir noch von folg  
 nodie<sup>10)</sup>, An die Prinzessin Aug  
 Abschiedsworte<sup>11)</sup>, An die Prin  
 der Zusatz An Diotima. Aus folgen  
 vollendet bezeichnete Strophe ergänzen

Scheidew  
 Mich

Weiteres an einer anderen Stel

<sup>1)</sup> I, 20. <sup>2)</sup> I, 190. <sup>3)</sup> I, 26. <sup>4)</sup> I, 82.  
<sup>11)</sup> I, 57. <sup>12)</sup> Ausführung, I, 60. <sup>13)</sup> für Amalie von Anhalt-Desjard, siehe Köpflin

äfte öfters Boten.  
 Schon kommt der  
 Liebesboten, welche  
 eiseffelten Strom<sup>3)</sup>.  
 e allerdings auch,  
 er innere Grund  
 Jahr alt geworden  
 Jugend und Lieb'  
 aus der Schweiz;  
 fentlichte<sup>4)</sup> — ein  
 e wohl um dieses  
 genden Gebirg“  
 später bei Lenau  
 des Hügels grüner

aus der Überschrift  
 10 sehen: zu früh,  
 Schweiz. In diesem  
 und seiner Mutter  
 gen aus an seinen  
 von da wieder an  
 Hofmeisterstelle in  
 Gedichts war bis  
 te nach Zeit ein  
 zum Schluß der  
 e Parenthese. Die  
 seinen Bruder<sup>10)</sup>:  
 der Brust gehen“.  
 h genommen habe.  
 utschen<sup>12)</sup>, Pali-  
 rist ohne Titel<sup>14)</sup>,  
 fehlt im Konzepte  
 ch die jetzt als un-

, 76. <sup>9)</sup> 78. <sup>10)</sup> H,  
 aguste falsch conjiziert

